

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann**

**Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994**

Weltbegebenheiten

**urn:nbn:de:bsz:31-62031**

Herr Hermann öffnete die Labentbüre und empfing seinen Gehülfen mit einem salbungsvollen „Guten Morgen,“ denn sein Tagewort sind Herr Hermann stets mit sanfter Ergebung an. „Sie haben mich in meiner Morgenandacht gestört, lieber Heinrich,“ sagte er milde, „und Sie wissen, diese achtschöne Morgenstunde ist mir die liebste des ganzen Tages.“ Herr Heinrich lächelte malitios und strich sich die etwas widerwärtigen Haare hinter die Ohren. „Und der da?“ sagte er auf den Thaler deutend, „da liegt er ja noch. Soll ich ihn jetzt auf den Labentisch nageln?“

„Am Gotteswillen, nein,“ erwiderte der Prinzipal hastig, wickelte den Thaler in ein Stück Papier und steckte ihn in die Tasche.

„Was wünschen Sie, mein schönes Kind!“  
 „Für zwei Kreuzer Zucker und ein Bäcklein Zichorien.“  
 Und das Geschäft des Tages begann. —

Diesen merkwürdigen Traum hat Herr Hermann in einer schwachen Stunde seinem Gehülfen, Herrn Heinrich, unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses erzählt. Herr Heinrich aber, der nur von Morgens 7 Uhr bis Abends 7 Uhr die ultramontanen Gefühle seines Prinzipales theilen muß, nach 7 Uhr Abends aber ein Freigeist ist, hat den Traum seines Herrn ausgeplaudert. Unter Anderen den auch dem Alerwirth, und von dem hat's der Hinkende. Herr Heinrich sagt, sein Prinzipal habe den Thaler noch, und er habe sich schon verschiedene Rausche getrunken in Wein und Bier, und habe auf den Stockfischen übernachtet, um die feineren Erlebnisse des Thalers zu erfahren. aber der Thaler habe bisher hartnäckig geschwiegen. Jetzt wolle er es noch mit dem Punsch probiren, und wenn er den Thaler nicht zum Sprechen bringe, so werde er ohne Gnade vernagelt, nämlich der Thaler, nicht der Herr Hermann, bei dem ist so etwas nicht mehr nothwendig. Wenn der Punsch seine Wirkung thut, und wenn dem geneigten Leser die Geschichte gefallen hat, und wenn er die ferneren Schicksale des Thalers kennen lernen will, so darf er's nur sagen und der Hinkende will sie im nächsten Kalender bringen.

**Weltbegebenheiten.**

Der Hinkende hatte bereits seine Weltbegebenheiten zusammengeschrieben, und eine Friedensspeise dazu geraucht, dran von Krieg und Schlachtengetümmel hatte er, Gottlob, nicht viel zu berichten, und wenn das Konzil und die griechischen Räuber nicht gewesen wären, so war es kaum der Mühe werth, und diese mußten das Salz abgeben für die ziemlich fade Weltbegebenheitswasserjuppe. Da eben machte er das Punschum und wollte Sand darauf streuen — da fauste es durch die Lust und Schlag durch das Dach, und die Kriegsbombe fuhr ihm mitten in sein friedliches Dintensafz hinein. Da schreie Einer Kalender. Es war Alles fix und fertig, und so schön beschrieben, und prachtvolle Bilder dabei, und jetzt ist alles umsonst — wer kümmert sich heute noch um solchen Bettel? — und die ganze Weltbegebenheit, sammt dem Papste, dem Peter und den Griechen flog in den Papierko. b.

Papier, Tinte und Zeit verloren! Doch der Franzose muß Alles bezahlen, und es soll nicht der kleinste Polien der Kriegskosten sein, die er uns bei Heller und Brenning ersetzen muß. Aber, wenn die Bombe auch in das Dintensafz geschlagen, ein Loch in die Weltbegebenheiten darf sie doch nicht machen, es käme sonst alles aus dem Geleise, und so will denn der Hinkende, während die Deutschen nach Paris marschiren, erzählen, was sich vor dem Ausbruch des Krieges begeben hat. Bis er dann an den Krieg selber kommt, sind sie hoffentlich schon drin.

**Das Konzil.**

Nach dem Friedensplane des Hinkenden wäre das, als der neueste Vissen, auf die Zeit aufgespart worden; er

steht es jetzt aber an die Spitze, um den Schwindel, von dem bereits kein anständiger Mensch mehr spricht, so bald als möglich vom Halse zu haben.

Größnet wurde das Konzil am 8. Dezember 1869. Von den Thürmen Roms hambelten die Glocken und die Kanonen donnerten von der Engelsburg, daß den Engeln im Himmel ganz hambelig zu Muthe wurde. St. Peter, nämlich der über den Wolken, machte einen letzten Versuch, seine Stellvertreter da unten zur Vernunft zu bringen; er öffnete die Schleusen des Himmels und wusch ihnen tüchtig die Köpfe mit ungeweihtem Regenwasser. Doch umsonst, die ehrwürdigen Väter ließen das Wasser an sich hinunterlaufen und begaben sich frisch gewaschen in die Peterskirche zur feierlichen Eröffnungssitzung. Nachdem der Zeremonienmeister mit lauter Stimme gerufen hatte; Exeant omnes, qui locum non habent in concilio! d. h. wer keinen Sitz im Konzil hat, der schreie sich zum — Tempel hinaus, und nachdem das Heiligthum durch päpstliche Gensdarmen gesäubert war, wurde Verles gehalten und konstatirte folgende heilige Gesellschaft:

- 1 Paris,
- 51 Karbinäle,
- 523 Bischöfe,
- 8 Patriarchen,
- 27 Aebte,
- 123 Erzbischöffe,
- und 28 Generäle,

thut 761 alles in allem. Untec „Generälen“ sind keine Mac Mahons zu verstehen, sondern Generäle von geistlichen Orden. Sie sind mit feinem Regen umgürtet, und ihre Sporen tragen sie nicht an den Fersen.

Die Zahl der heiligen Väter änderte sich im Laufe der Verhandlungen; es gingen ab und zu: manche kamen erst später, andere hielten's nicht aus und verdufteten wieder, und den und jenen hat inzwischen unser Herrgott zu sich genommen oder der andere geholt. In dem Verzeichniß sind ein paar hundert Personen, die nicht genannt sein wollten, mit aufgeführt; sie waren aber ebenfalls beim Konzil beschäftigt, wenn gleich nicht in St. Petri Dom.

Die Patriarchen, Erzbischöffe und Bischöfe sind meist aus dem Morgenlande, haben aber mit den Bekannten drei Weisen aus jener Gegend nichts zu schaffen. Bei diesen morgenländischen Heiligen muß die Gottseligkeit sich schlecht rentiren, denn es sind meist hagere Gestalten in einfachem Apostelhabit, kamen mit leeren Taschen und leerem Magen, und lagen nun wegen ihrer Ahtung dem heiligen Vater auf dem Halse. Nicht weniger als 300 Bischöfe hatte der Papst in Kost und Logis, was ihn täglich 25,000 Franken kostete. Dafür gingen sie aber auch für den heiligen Vater durch Dä und Dünn, und da auch Ihre Köpfe meist nicht durch allzugroße Gelehrsamkeit angegriffen waren, so dienten sie ihm vortrefflich als Mauerbrecher.

Die Konzilsballe in der St. Peterskirche ist auf's Prachtigste ausgestattet. Auf einem erhöhten Podium ist der Thron des Papstes aufgeschlagen, und die Sitzplätze für die Bischöfe sind halbkreisförmig in 7 Reihen übereinandersteigend geordnet; die Erzbischöffe sitzen natürlich oben. Alles ist mit grünen und rothen Teppichen belegt, und die Sessel, versteht sich, sind weich gepolstert; es sind 1- und 2schläfrige vorhanden, je nach Bedürfniß.

Die Akustik des Sitzungsraales war so eingerichtet, daß man die Redner nur im kleinsten Theile des Raumes verstehen konnte, was für die „Unschickbarkeit“ von unvorzuehnbarem Vortheil war.

Trotzdem müssen sich aber die ehrwürdigen Väter auf Ehre und Seligkeit verpflichten nichts auszulaulern, was sie etwa verstanden hatten, weshalb man auch Alles am folgenden Tage in den Zeitungen lesen konnte.

Und nun, was haben sie denn eigentlich ausgemacht!





In der vom Papste vorgeschriebenen Geschäftsordnung des Konzils wurde als Zweck desselben angegeben: „daß durch dasselbe die Irrthümer ausgerottet werden sollen, welche die Gottlosigkeit des gegenwärtigen Jahrhunderts erzeugt hat, die Uebel entfernt, welche die Kirche betrüben, sowie die Sitten gebessert und die Disziplin wieder hergestellt werden soll in beiden äislichen Ordnungen.“ Von Besserung der Sitten der ehrwürdigen Väter ist noch keine Kunde in die Welt gedrungen, und, um zu zeigen, wie die Disziplin gehandhabt werden soll, hat man zum warnenden Beispiel alsbald einen vorlauten armenischen Bischof abgefaßt und eingesperrt. Mit Ausrottung der Irrthümer haben sie sich allerdings beschäftigt und 21 Canones genehmigt, worin alles verflucht wird, was in ihren Kram nicht taugt; also aller und jeder Fortschritt der Menschheit auf dem Gebiete der Wissenschaft und der Religion (als ob

Natur unabänderlich seien. Wenn aber Jemand dieser unserer Feststellung, was Gott abwenden möge, zu widersprechen sich herausnehmen möchte, der sei verflucht!

So, das wär's! Eine ziemlich verschraubte Geschichte, so ein Unfehlbarkeitspatent! Aber, wird der werthe Leser fragen, waren denn alle Karbinäle, Erzbischöfe und Bischöfe damit einverstanden? O nein, es gab in dem Konzil auch eine Opposition; aber es war eben die Opposition auf einem Konzile, das muß man bedenken. Den französischen Prälaten namentlich, ferner den ungarischen, deutschen und einzelnen Andern war die Sache freilich etwas zu bunt. Aber statt zusammen aufzutreten und also zu sprechen: Du, Papst, bist ein Mensch, wie wir und alle Menschenkinder. Du kannst irren, Du hast geirrt, und wirst, wenn Dir Gott ferner Leben und Gesundheit schenkt, noch manchmal irren. Der von Gott dem Menschen verliehenen Vernunft einen solchen Faustschlag in's Gesicht zu geben, wie Du von uns verlangst, dazu sind wir nicht nach Rom gekommen. — Statt also zu sprechen, schnupperten sie an der Unfehlbarkeit herum, wie die Katze am Jgel, und nachdem sie ihre Nasen tüchtig verhohen, zogen sie ab und räunten das Feld. Ein Paar waren freilich darunter, die Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hatten, z. B. der Bischof der Kroatien, Strosmayer, der ein richtiger Ehrenmann ist; aber die wurden entweder todt geschwiegen oder todt geschrien, und wenig hätte gefehlt, so hätten sich die ehrwürdigen Väter in der Hitze des Geistes an den Köpfen gekriegt. Aber auch so hätte die Unfehlbarkeit noch einen barten Stand gehabt, da bekam aber der heilige Vater Hülfsstruppen durch das Fieber und die furchtbare Sommerhitze, die Prälaten schwitzten, daß man heute noch die Flecken auf ihren Polsterstühlen sehen kann, und das gab den Ausschlag.

Die Kirche, die römisch-katholische Kirche, kann und darf der ganzen Welt befehlen, was sie zu glauben und zu thun hat; der Papst aber hat die volle und höchste Gewalt über die ganze Kirche. So Einer anders sagt, der sei verflucht. Das ist der erbauliche Inhalt der 21 Canones. Wahrlich, da sind dem Sinkenden, so friedfertig er ist, die deutschen Canonen noch lieber, die gegenwärtig Metz und Straßburg in Trümmer schießen, als diese päpstlichen Canones, die den gesunden Menschenverstand zusammen kanononieren sollen.

An diesem Meisterstücke wär's auch genug gewesen, aber dem heiligen Vater wär's nicht genug. Für die Millionen Franken, die ihn die Geschichte kostete, wollte er durchaus unfehlbar werden.

Das Unfehlbarkeitsdogma, wie es von dem Konzil beschlossen worden, sagt nach 3 einleitenden und begründenden Kapiteln in seinem vierten und letzten Kapitel: „Treu anhängend der von Anbeginn des christlichen Glaubens überkommenen Ueberlieferung, zu unersetzlichen Heilandes Ruhm, der katholischen Religion Erhöhung und der christlichen Völker Heil, unter Zustimmung des heiligen Konziliums, lehren und stellen wir fest, als ein göttlich geoffenbartes Dogma: daß der römische Papst, wenn er ex cathedra spricht, das ist, wenn er in Ausübung seines Amtes als Hirte und Lehrer aller Christen vermöge seiner höchsten apostolischen Autorität einen von der gesammten Kirche zu beobachtenden Glaubens- oder Sittenatz ausspricht, kraft göttlichen Beistandes, der ihm im heiligen Petrus versprochen wurde, mit jener Unfehlbarkeit ausgestattet sei, mit welcher der göttliche Erlöser seine Kirche bei Feststellung einer Lehre in Glaubens- oder Sittenfragen ausgestattet haben wollte, und daß darum solche Feststellungen des römischen Papstes vermöge ihrer



Eröffnung des Konzils.

Eröffnung des Konzils. In der Schluß-Sitzung stimmten 555 mit Placet, das heißt mit Ja, und nur 2 mit Non placet, das heißt Nein — die Oppositor, hatte sich bereits auf die Socken gemacht und Rom verlassen — und so wurde die Unfehlbarkeit in die Welt gesetzt.

Der heilige Vater verkündete selbst: „Jetzt bin ich unfehlbar!“ und ertheilte alsbald den 2 Nonplacetisten einen heiligen Mißfel. Zum Schluß noch eine Bemerkung, die dem Sinkenden während seiner Konzilshistorie eingefallen ist. 700 Erzbischöfe, Bischöfe u. s. w. waren 8 Monate in Rom, ferne von ihren Diözesen, von ihrem Amt und Wirkungskreise. Wie sah's inzwischen zu Hause aus? In dert alles stille gestanden, sind Himmel und Hölle seither verriegelt gewesen, konnte kein Mensch mehr geboren werden oder sterben? Mit nichten! Alles ging seinen gewiesenen Weg wie zuvor: sie aßen, sie tranken, sie freieten und ließen sich freien, sie gingen in die Kirche und beteten zu Gott, als ob nicht Millionen und aber Millionen bischofs- und



Girtenlos gewesen wären. Was folgt daraus? Nun das mag sich der geneigte Leser selber denken.

**Türkei und Aegypten.**

Daß der Kanal von Suez am 17. Nov. 1869 werde eröffnet werden, konnte der Hinfende seinen Lesern im 70er Kalender noch kurz mittheilen. Jetzt kann er berichten, daß das wirklich geschehen ist. Der Khebidive ist auf einer Extralokomotive in ganz Europa herumgeritten und hat die hohen Herrschaften zu der Wasserpartie eingeladen. Es ging hoch dabei her, denn der Khebidive von Aegypten wollte seine Schulden nicht umsonst gemacht haben, und sich seinen hohen Gästen gegenüber nicht schlecht finden lassen. Diese hohen Gäste waren: die Kaiserin Eugenie von Frankreich (ihren Alten und Lulu hatte sie zu Hause gelassen), der Kaiser Joseph von Oesterreich (nicht zu verwechseln mit dem andern Joseph von Aegypten), der Kronprinz von Preußen, ein Prinz von den Niederlanden, einer ditto von Hessen, und noch viele andere. Dazu Vertreter aller Nationen und natürlich auch Volk als Hintergrund. Die Einweihung fand unter freiem Himmel in Port Said statt, der Anfangs-Station des Kanals am Mittelmeer. Wie man Kanäle und Meere einweist kann der Hinfende so genau nicht sagen: wahrscheinlich schüttete man ein paar Kübel voll Weihwasser hinein, die Christen sangen: Te deum laudamus! die



Türken Allah il Allah und Allah Kehrum! Und die Sache war abgemacht. Frau Eugenie betrachtete sich die Feiertlichkeit von einem hohen Kameele herab. Sie dachte damals wohl schwerlich daran, wie bald sie vom Kameele auf den Hund kommen werde. Nach der Einweihung begann die Festfahrt, voran der französische „Nigle“ mit Eugenie an Bord, dann ein k. k. österr. Dampfer mit dem Kaiser, hierauf die Dampferette „Bertha“ mit dem Kronprinzen von Preußen u. s. f. Der Khebidive fuhr eine Stunde voraus, um nachzusehen, ob seine Aegypten alle auf ihrem Posten seien. Sie waren längs des Kanals aufgestellt und mußten Hurrah! schreien, so oft ein Schiff mit einem hohen Haupte vorüberfuhr; natürlich aus reiner Begeisterung für ein Werk, an dem sie 10 Jahre lang gestöhnt hatten. Bis Ismaila, in der Mitte des Kanals, wo sich derselbe zu einem See erweiterte, ging es ziemlich gut; das Weihwasser wirkte noch nach. Von da ab aber wäre die Wasserpartie beinahe zu — Wasser geworden kann man nicht sagen, sondern zu Sand geworden, denn von da ab war in dem Kanale mehr Sand als Wasser, die Schiffe blieben stecken, vornen mußten sie Vorspann nehmen und hinten mußten die Fellahs schieben, und so unter Hustl und Gott! und unter Peitschentknall kam der Festzug mit Ach und Krach glücklich nach Suez, und 101 Kasnonenschiffe verkündeten weit nach Arabien hinein das weltgeschichtliche Ereigniß.



Nachdem er diese Festlichkeit überstanden hatte, machte der Kaiser Josef noch einen Abstecher nach Jerusalem, wo selbst die Allerhöchsten Herrschaften dem Höchsten die Auf-

merksamkeit eines offiziellen Gebetes erwiesen, worüber die Araber sehr erstaunt waren, wie auf dem Bilde zu sehen ist.

Der Sultan, der Oberherr des Khebidens, hat sich bei der Einweihung nicht blicken lassen; er fürchtete von seinem Basallen verdunkelt zu werden. Um übrigens den Khebidens, dem ob seiner hohen Besuche der Kamm geschwollen war, an sein Verhältnis zu ihm, dem Beherrscher der Gläubigen und dem Beherrschten durch Gläubige, zu mahnen, verlangte er von ihm die Auslieferung aller Kriegsschiffe und das Versprechen, ohne konstantinopolitanische Erlaubniß keine Schulden mehr zu machen. Die Diplomaten sahen mit Schrecken die orientalische Frage wieder auf dem Tapet, und spitzten schon die Ohren und die Federn, um bei dem bevorstehenden Durcheinander auch etwas zu erwischen. Der Khebidive aber war diesmal vernünftig, und schickte 3 alte abgetafelte Fregatten nach dem Bosphorus mit einer schönen Empfehlung und einer Rechnung, bei deren Durchsicht der Sultan in den Bart brummt: „So könnte ich's in der Apotheke haben!“ Das Schuldenmachen versprach der Khebidive künftighin seinem verehrten Oberherrn zu überlassen, er für seinen Theil habe noch genug an der Einweihung zu verdauen, und so war die orientalische Frage wieder beseitigt.

Das Schuldenmachen aber ließ sich der Sultan nicht zweimal sagen, und flugs machte er den Versuch, Europa um 7—800 Millionen Franken anzupumpen. Allein er pumpte vergebens, der Brunnen gab kein Wasser, für ihn war die Quelle versiegt.

Am Freitag ist in Konstantinopel ein großer Theil der Vorstadt Pera abgebrannt: 5000 Häuser und Hütten. Mehr als 1000 Menschen verloren dabei kolobren. In Pera wohnen keine eigentlichen Türken, sondern verschiedene Europäer, Armenier u. A. Von dem Unglück wurden namentlich auch die Deutschen betroffen, denen Schule, Spital und viele Privatgebäude in Flammen aufgingen. Am Wasser fehl't's bekanntlich in Konstantinopel nicht, wohl aber an guten Feuerwehren. Die sogenannte Löschmannschaft raubt und plündert, und die andern Türken laufen anstatt mit der Feuerspritze auf die Brandstätte, mit ihren Rosenkränzen in die Wolken, und belächeln Gott und den Propheten mit der Zustimmung, für sie Pompierdienste zu thun.

**Griechenland.**

Von diesem wäre heuer gar nichts zu berichten, wenn es nicht glücklicherweise seine Banditen hätte. In der Charwoche war's, als einige vornehme „in Schlachtfeldern“ reisende Engländer und ein Italiener das berühmte Schlachtfeld von Marathon besuchten, wo einst anno 490 v. Chr. die Athener die Perser geschlagen hatten, um so möglich noch einige griechische Spitzkugeln und Granaten aufzufinden. Zu ihrer Sicherheit hatten sie außer dem roten Bäckere noch eine militärische Bedeckung mitgenommen. Die Banditen aber, die — wie man behauptet — einige Ehrenmitglieder im griechischen Ministerium sitzen haben, bekamen Wind von der Sache, fielen 4 Stunden vor Athen über die unglückliche Gesellschaft her — die griechische Bedeckung nahm natürlich Reißaus — schleppten sie in die Gebirge, und um die Sache kurz zu machen, und weil die griechische Regierung so unvorsichtig war, die Schnapphähne verfolgen zu lassen, — brachten sie schließlich die armen Reisenden um. So weit wäre nun nach der griechischen Grammatik alles in Ordnung gewesen, und wenn die Ermordeten gewöhnliche Menschen gewesen wären, etwa deutsche Handwerksburde, so hätte kein Hahn darnach gekräht. So aber waren's reiche und vornehme Engländer und Italiener, und gar noch Gesandtschaftssekretäre dabei, und deshalb gabs einen Mordschandtatel. Die Engländer sagten, wenn sie sich ermerben lassen wollten, so brauchten sie nicht nach Griechenland zu reisen, das könnten sie daheim bequemer haben. in P



land, wo sie sich zu ihrem Privatgebrauche ihre eigenen Banditen halten, und was die italienischen Banditen betrifft, so sind diese ohnedies gewohnt, das Umbringen von Engländern als ihr ausschließliches Privilegium zu betrachten. Die Regierungen von England und Italien verlangten deshalb natürlich Genugthuung. Da war die arme griechische Regierung übel daran, und um nicht ihr eigenes *M i n i s t e r i u m* aufhängen lassen zu müssen, ließ sie einem Duzend der Hauptbanditen, damit sie nicht ausplaudern konnten, die Köpfe abschlagen, und um ihren guten Willen zu zeigen, bezahlte sie für jeden sonstigen eingelieferten Räuberkopf ein anständiges Kopfgeld. Die biedern Landbewohner lieferten auch eine Menge Köpfe ein, von denen nicht immer so genau untersucht werden konnte, ob es auch wirkliche Räuberköpfe waren, und hatten so eine Zeitlang einen recht hübschen Nebenverdienst. Die Engländer und Italiener gaben sich mit dieser Genugthuung am Ende auch zufrieden, und die Sache war abgethan.

**Schweiz.**

Von seinen nächsten Nachbarn hat der Hinkende nicht viel zu berichten. Sie haben ein wenig Aufregung revirtirt, für sich und hinter sich, wie's gerade ging, National- und Kantonalräthe abgelehrt und wieder gewählt und sonst noch dies und das gethan und nicht gethan, wie es eben in einer rechtschaffenen Republik vorzukommen pflegt.

Fast hätten sie eine politische Frage auf den Hals bekommen, nämlich die **St. Gotthardsfrage.** Es ist dieß zwar eigentlich keine politische, sondern eine Geld- und Eisenbahnfrage, aber den Franzosen, wenn sie Handel suchen, kommt es genau nicht darauf an, und der Gotthard, wenn er auch ein wenig abseits liegt, schien ihnen gerade gelegen, um mit den Preußen anzubinden. Die Sache aber ist kurz folgende:

Die Franzosen hatten sich ein Loch durch den Montenis gebohrt (es wird in diesem Jahre noch fertig), um Frankreich mit Italien durch eine Eisenbahn zu verbinden. Dieses Loch — man nennt es in der Kunstsprache Tunnel — ist aber den Schweizern ein Loch in ihrer Rechnung, und wenn sie nicht in ihren schweizerischen Sackeisenbahnen erliden wollten, mußten sie sich auch eine direkte Eisenbahnverbindung mit Italien verschaffen, d. h. sie mußten sich auch ein Loch durch die Alpen bohren. Zu dieser Operation wurde nun der St. Gotthard ausersehen. Der St. Gotthard selbst hatte nichts dagegen, sich abohren zu lassen, aber ein solcher Tunnel mit angelegter Eisenbahn hinten und vornen, sollte nicht weniger als 162 Millionen Franken kosten — vielleicht noch ein Duzend Millionen mehr, denn die Ingenieure errathen halb ganz genau — und um diese Summe aufzubringen, hätten die Schweizer viele Schweizerkäse ver-

kaufen und noch viel mehr reisende Engländer schröpfen müssen, und hätten doch in vielen, vielen Jahren nicht fertig gebracht. Deshalb wendeten sie sich an die Nachbarstaaten, die auch von der Gotthardbahn profitiren würden, um eine kleine Unterstützung, und richtig sagten auch Italien 45, und Deutschland 20 Millionen zu, darunter der Norddeutsche Bund mit 10 Millionen. Jetzt ging der Spektakel los, die Herren Franzosen fuhren auf als hätte sie eine Tarantel gestochen. „Was? dem armen lieben guten Gotthard ein Loch in den Leib bohren, und dazu noch ohne unsere Erlaubniß? Das darf Frankreich nicht dulden; da steckt wieder der Bismarck dahinter: der will sich einen Weg bahnen durch die neutrale Schweiz mitten in das Herz Italiens hinein; Preußen will mit der Schweiz alle Schlüssel von Europa in die Hand bekommen und will schließlich die Armeen der lutherischen Hohenzollern nach Italien schleudern, den Papst lutherisch machen und im Vatikan herrschen!“ Der böse Bismarck.

Die Sache kam in die französische Kammer; es wurde vieles hin und hergeschwibelt, weil aber damals die Franzosen noch nicht ganz so verrückt waren wie heute, und dann und wann noch lichte Augenblicke hatten, haupt-

sächlich aber weil ihre Schuhe noch nicht gefohlt waren zum Marschiren, so brachten sie keinen Gotthardwidrigen Beschluß zu Stande, und die Sache verlies im Sande. — Diesmal war es nichts mit dem Händeln, sie mußten auf eine bessere Gelegenheit versparen.

Der Krieg, auch wenn er nicht lange dauern sollte, wird ebenfalls die Ausführung des Gotthardprojektes, wie so manches andere Friedenswerk, um Jahre zurückstellen, und es wird noch vieles Wasser den Rhein hinab fließen, bis der Hinkende von Lahr aus seinen Kalender durch den Gotthardtunnel hindurch in das Herz von Italien schleudern und unter den Fittigen Bismarcks am Vatikan als Dogma anschlagen kann.

**Italien.**

Von Italien wäre nichts besonderes zu berichten. Im Banditenwesen und im Schuldenmachen behauptet es immer noch seinen Rang als erste Großmacht.

Inzwischen bewährt sich König Victor Emanuel, getreu seinem Vornamen, als Sieger und Eroberer von einer ganz besonderen Gattung. Er hat nämlich gefunden, daß das Selbsterobern ein viel zu mühseliges und umständliches Geschäft ist, und zieht es vor, sich Alles durch Andere erobern zu lassen, und ganz vergnüglich an der Tafel zu speisen, die Andere für ihn gedeckt haben. Anno 59 eroberten ihm die Franzosen die Lombardei, Garibaldi 1860 Neapel und Sicilien, und das Volk Koskana und die Marken, die Preußen machten ihm 1866 Venedig zum Präsent, und nun, weil die Franzosen aus Rom abgezogen sind, um sich ebenfalls ihre rothen Hosen von den Deutschen ausklopfen zu lassen, nun fällt ihm dieses Re-



Die Allerhöchsten Herrschaften erweisen dem Hinkenden die Aufmerksamkeit eines offiziellen Besuchs.



ebenfalls wie ein überreifer Apfel in den Schoos. Nizza und Savoyen wollten ebenfalls wieder zur italienischen Glückseligkeit zurückkehren, nur haben sie in Nizza die Republik hoch leben lassen, anstatt des Königs, ein kleines Mißverständnis, welches König Ehrenmann durch seine Soldaten schon berichtigen lassen wird. Dem Papst, um den sich, seit er unfehlbar geworden ist, kein Mensch mehr bekümmert, soll eine Dienstwohnung im Vatikan bewilligt werden, auch darf er die Pfarrei in der Peterskirche versehen, und nach wie vor der ganzen katholischen Christenheit Gesetze vorschreiben, wer sie halten will, im Uebrigen aber ist er aller weltlichen Sorgen entbunden, auch darf er mit seinen Soldaten mehr spielen, ausgenommen mit den himmlischen Heerschaaren. Die päpstlichen Truppen verzichten für diesmal auf „die Wunder des Chassepots“ und eingedenk des christlichen Grundbegriffs „du sollst nicht tödten“, strecken sie vor den in das Papstgebiet einrückenden Italienern die Waffen. Die päpstlichen Unterthanen aber empfangen die Italiener mit Jubel, und bis der Kalender gedruckt ist, werden die Italiener wohl schon in Rom sein. Als der deutsch-französische Tanz schon in Rom sein. Als der deutsch-französische Tanz schon in Rom sein. Als der deutsch-französische Tanz schon in Rom sein.

**Rußland.**

Was den Krieg betrifft, so hält sich Rußland vor der Hand neutral, hat aber das eine Auge auf Oesterreich geworfen, dem es nur halb traut, — was eine richtige Großmacht ist, so traut überhaupt keine der andern — und das andere auf die Türkei, nach der es neuerdings wieder Appetit verspürt. —

**Amerika.**

Amerika, o. h. die Vereinigten Staaten von Nordamerika, ist in seiner Entwicklung im verfloßenen Jahre cubig vorwärts geschritten. An seiner Kriegsschuld zahlt es jährlich und zum Entsetzen der europäischen Großmächte 100 Millionen Dollars oder auch noch mehr ab; in 30 Jahren will es aller Schulden los sein. Sie könnten schon in 12 Jahren so weit bringen, aber sie meinen, das kommende Geschlecht dürfe wohl auch noch etwas davon übernehmen, sie wollen jetzt lieber die Steuern ermäßigen.

Präsident Grant macht wenig mehr von sich reden; ein Beweis, daß er sein Amt als braver Mann versteht, wenn er's auch nicht Allen recht macht. Die politische Gleichstellung aller Bürger ohne Unterschied der Hautfarbe ist zum Gesetz erhoben; es kann jetzt nicht nur ein Schneider, sondern selbst ein Neger Präsident werden, wenn er das Zeug dazu hat. Bei Verkündigung dieses Gesetzes brachten die schwarzen Zukunftspräsidenten von Washington dem jetzigen weißen Präsidenten ein Ständchen mit Fackelzug.

Die Indianer fangen an einzusehen, daß mit ihrer Macht gegen die vordringende Kultur und deren Hilfstruppen, dem Branntwein und den Blattern, nichts auszurichten sei, doch sind immer noch Streifzüge gegen einzelne Stämme derselben notwendig, um sich um Namen der Zivilisation gegenseitig zu skalpiren und umzubringen. Im Juni kamen mehrere Häuptlinge nach Washington, um mit dem „großen Vater“ daselbst Verträge abzuschließen. Die rothhäutigen Diplomaten sind durchaus nicht

auf den Kopf gefallen; sie haben den Weißen was abgelernt. Der mächtigste unter diesen Häuptlingen ist die „Rothe Wolke“, der über 10,000 Sioux-Indianer gebietet; dann kommt der „Rothe Hund“, der „Gestreckte Schwanz“, der „Lange Wolf“, das „Rothe Hemd“. Sie haben ihre Damen bei sich, welche Namen führen, wie: „Weltanschauerin“, „Weiße-Kuh-Kassel“, „Weib ohne Regen“ und „Domerfell“. Die „Weiße-Kuh-Kassel“ namentlich soll ein ganz charmantes Frauenzimmer sein, und macht die Honneurs. Man weist den Indianern Land an, wo man verpricht, sie ungeschoren zu lassen, so lange sie sich ruhig scheren lassen.

Die Deutschen in Amerika wehren sich überall wacker, wo man ihnen ihre Sonntagsfreude verkümmern will, und da thun sie recht daran. Zum Heulen und Zähneklappern sind sie nicht über den Bach gegangen, und es ist doch besser, öffentlich mit guten Freunden sein Schoppen Bier oder sein „Glas“ Wein zu trinken, als sich daheim dem Whisky und stillen Suss zu ergeben, was viele der heuchlerischen Pansee's thun.

Einen Gruß vom Hintenden an alle braven Deutschen in Amerika, die seinen Kalender zu Gesicht bekommen, und die ihre Freude über die deutschen Brügel auf französischen Rücken einen so klingenden Ausdruck gegeben haben. In Mexiko ist Juárez immer noch oben, so wie auch schon Verschwörungen gegen ihn angezettelt und verstanden worden sind. Große Fortschritte in der Kultur macht das Land bei den ewigen Unruhen natürlich nicht. Von Kaiserthums-Ideen scheinen die Mexikaner gründlich geheilt zu sein.

Es würde ihnen noch schwerer fallen als den Spaniern einen Thronabdanken aufzutreiben, selbst wenn Napoleon zum zweitenmale die Bürgschaft übernehme. Nun, man kann auch leben ohne Kaiser.

Der Krieg zwischen Brasilien und Paraguay in Südamerika ist endlich aus. General Lopez, der Anführer der Paraguayaner fiel, nachdem sein Heer bis auf 1000 Mann zusammengeschmolzen war, den Brasilianern in die Hände, und machten ihn auf höchst kriegerische Manier unfehlbar. Nachdem der Schlange der Kopf zertraten war, zappelte sie noch etwas mit dem Schwanz und dann war's fertig.

**Portugal.**

Die Portugiesen schwebten lange in großen Aengsten, sie glaubten nämlich, die Spanier wollten ihnen ihren König wegkapern, und dann — woher wieder einen nehmen und nicht fehlen? Selbst zum Stehlen sind sie nicht mehr da, obgleich es noch Bölder geben soll, die sagen, ihrer könne ihnen gestohlen werden. Das sind leere Redensarten. Die Spanier hätten sich schon gefallen lassen, wenn Don Louis ihre Krone als pyrenäischer Halbkönig angenommen und also Spanien und Portugal unter Einen Hut gebracht hätte; aber die Portugiesen wollten nun einmal einen König aparte für sich. Don Louis beruhigte auch seine besorgten Unterthanen. In einem offenen Briefe — offen, daß ihn Jedermann lesen konnte — übernahm er die Verantwortung, denn die Portugiesen halten nicht viel auf diese brodlose Kunst — also in einem offenen Briefe erklärte Don Louis, der iberische Regen, der ihm zugesallen, sei gerade groß genug für einen Königsmantel. Portugiese sei er und Portugiese bleibe er. Damit waren die Portugiesen getröstet, und die Spanier konnten weiter hausiren gehen nach einem König.

Langweilig wird's am Ende auch an den Ufern des Tejo, wenn ein Tag wie der andere sich hinschleppt, und namentlich, wenn man aus purer langer Weile 90 Jahre alt geworden ist, wie der Herzog von Saldaña. Der Herzog von Saldaña fing also eines Morgens aus Langeweile zu denken an, welches ungewohnte Geschäft für den alten Herrn keine Kleinigkeit war bei her. Eine und



der Herzog so zu denken anfing, da dachte er: „So gut es auch sein.“ Und der Gedanke war gut, und sein Vertrauter und Kammerdiener Michelos oder Johannis war auch ganz seiner Meinung, und da Michelos den noch bessern Gedanken hatte, daß Erzellenz als Minister eher im Stande sein werde, ihre Schulden zu bezahlen, so kam es über den alten Herzog wie eine höhere Erleuchtung, er griff nach Rohr und Hut, ging zum Juden, unterzeichnete einen Wechsel von 20,000 Milreis (a 2 fl. 50 fr.), zahlbar in acht Tagen und empfing dafür 10,000. Diese wechselte er in Portwein und Zigaretten um; Wein und Zigaretten reichien hin, 6 Bataillone zu überzeugen, daß das schöne Portugal in Gefahr sei und gerettet werden müsse. Als der Wein gestunken, der Tabak verraucht und der Patriotismus entflammt war, drang der Herzog mit seinen Vaterlandsliebenden in's königliche Schloß ein. Nieder mit Loulé! war das Feldgeschrei. Seine Majestät wollten erst nicht recht einsehen, warum der Herzog von Loulé nicht ebenso gut oder eben so schlecht Minister sein könne, als der Herzog von Salamba. Der aber hatte eine so eindringliche Manier, allerunterthänigst zu bitten, daß Seine Majestät nicht umhin konnte, ihm den kleinen Gefallen zu erweisen, und das Entlassungsdekret für Loulé und in Anstellungsdekret für Salamba zu unterzeichnen, wodurch alsbald das Vaterland gerettet war.

Es hat aber nicht nur Zigarren und Wein, sondern auch noch etwas gestofet. Die übrigen Bataillone nämlich, an denen der Wein und die Zigaretten ausgegangen waren, wollten das Vaterland nicht retten lassen; und wehrten sich für ihre und des Königs Haut. Bis die 2 Dekrete ben gefertigt und unterschrieben waren, gab es unten Todte und 30 Verwundete. Abends war Lissabon illuminiert, der Jude wurde bezahlet, und etliche zwanzig ohne, Tochtermänner, Enkel, Enkeltochtermänner, Nissen und andere Bettern des Hauses Salamba, deren Besennte Loulé verkannt hatte, erhielten Anstellung im Staatsdienste. Der König aber legte sich zu Bette und hatte das Tapferkeitsfieber.

Das ist die Mairevolution in Portugal im Jahre 1870.

**Spanien**

noch immer auf dem alten Fleck; es hat noch keinen König gefunden. Die Länder haben sie abgejagt und die Kaiser haben sie ausgefischt, einen zu finden, aber unwillig. Prim prahlte einmal in den Cortes, 7 Kandidaten der Tasche zu haben, aber siehe da, es war nichts; alle sind abgenüßt, ausgebraucht, Vadenbüter oder sonst unwillig geblieben. Der Eine will nicht, der Andere mag nicht, der Dritte kann nicht, der Vierte darf nicht, beim Fünften a hohe schon ist's einen Haden, beim Sechsten ein Aber und der ebente gefällt den Franzosen nicht, wie wir weiter unten werden.

Der Herzog von Montpensier zwar scheint die Hoffnung nicht ganz aufgegeben zu haben, seine liebe Schwägerin Isabella zu beerben. Er glaubt jetzt um so mehr sprüche auf den Thron zu haben, als er Spanien und Welt von einem Bourbonen, seinem Vetter Heinrich, treibt einer Pistolenkugel bereit hat. Die Republikaner haben ihm in den Cortes einen Miegel vorgeschoben. Antrag, alle Bourbonen, mit Einschluß der jüngeren die, welcher Montpensier angehört, vom Throne abzulieken, ginn zwar nicht durch; dagegen wurde beschlossen, der König könne durch die Cortes nur mit absoluter Stimmenmehrheit gewählt werden, d. h. es sollen sich mehr als die Hälfte aller Abgeordneten für einen Kandidaten erklären. So viel Stimmen bringt aber Montpensier nicht zusammen und ein Anderer wohl auch nicht. Um doch etwas wie einen König zu haben, soll der bisherige Regent, Serano, alle die in der Verfassung

dem Könige zuertheilten Rechte erhalten, ohne jedoch sich König zu schreiben und natürlich auch ohne die Millionen, die ein König kostet. Spanien ist und bleibt also in der That eine Republik, wenn nicht unvorhergesehene Fälle eintreten.

Die Geschichte mit dem Herzog von Montpensier und seinem Vetter Heinrich ist aber folgende. Prinz Heinrich war ein Bruder des Erzkönigs Franz von Spanien, des sogenannten Gemahls der Isabella, also ein Schwager von dieser. Montpensier hat eine Schwester Isabellens zur Frau. Der beste Bruder war zwar Heinrich auch nicht, es spricht aber für ihn, daß ihn Isabella im Jahr 1867 seines Amtes entsetzte — er war Viceadmiral — der Infantenwürde für verlustig erklärte und aus Spanien verbannte. Es mußte also doch noch etwas Gutes an ihm gewesen sein. Er hielt sich in Paris auf, und als die Revolution in Spanien losbrach, revoluzte er aus der Entfernung mit. Als aber die Revolution nicht, wie er gehofft hatte, ihm wieder Amt und Würden nebst entsprechender Besoldung brachte, so ging er gar unter die Republikaner. Die Republikaner ließen ihn mitlaufen, trauten ihm aber nur halb. Mit seinem Bruder, dem gewesenen Könige, stand er auf ziemlich gutem Fuße, verdankte demselben auch seine übrigen bescheidenen Existenzmittel; auf den Herzog von Montpensier aber hatte er einen tödlichen Haß geworfen, namentlich seit derselbe seine Hand nach der Krone ausstreckte. Heinrich griff seinen Schwagerschwager, den „schraubenden französischen Pistetenbäcker“, wie er ihn nannte, in den Pariser Blättern auf's Heftigste an, und als Montpensier nach Madrid ging, um seinen Thron- und Kronhandel persönlich zu betreiben, reiste Heinrich ihm nach, um ihn auch dort Steine in den Weg zu werfen. Dem Montpensier wurde das Ding endlich zu bunt, und er forderte seinen Vetter. Im Wald von Alcorcon bei Madrid kam es zur Schlacht zwischen der älteren und jüngeren Linie des Hauses Bourbon. Man kämpfte auf Pistolen, und Montpensier schoß seinem Vetter beim dritten Gange eine Kugel durch den Kopf, daß er mausetodt war.

Die spanischen Gerichte torirten den Heinrich Bourbon zu 30,000 Fr., welche Montpensier dessen Familie ausbezahlen mußte und verbannten ihn außerdem auf dreißig Tage aus Madrid. Der Hinfende ist zwar grundsätzlich gegen das Duell, wenn aber die Fürsten alle ihre dynastischen Händel auf diese Art ausmachen wollten, so würde er das Duell ausnahmsweise gelten lassen. Ja, er ist sogar bereit, zu sekundiren, so es einer wünschen sollte.

Isabella in Paris hat zu Gunsten ihres Sohnes, des Prinzen von Asturien, auf die Krone von Spanien Verzicht geleistet. „Entbehre gern, was du nicht hast!“ Sie hat auch auf ihren Mann, den sie noch hatte, Verzicht geleistet. König Franz wollte sie bei den französischen Gerichten verklagen, weil sie ihm das nötige Taschengeld vorenthielt. Napoleon aber, der Skandal fürchtete, befahl seinen hohen Gästen, ihre schwarze Wäsche zu Hause und nicht vor dem Publikum zu waschen. So kam denn eine Auseinandersetzung zu Stande, in welcher die spanischen Majestäten auf Ehrenwort sich verbindlich machten, nicht mehr zusammen zu leben, einerlei, was sich auch ereignen möge. Nach dieser ehrenwörtlichen Scheidung von Tisch und Bett hieß es, Isabella wolle unter die Montpenionen gehen. Bis jetzt hat sie es nicht gethan, es ist auch nicht wohl anzunehmen, daß sie es thun werde; denn eine Anhängerin der Vielweiberei ist sie nicht, eher des Gegenteil.

**Frankreich.**

Daß Frankreich im Mai 1869 eine neue Kammer gewählt hat, hat der Hinfende in seinem Mer Kalender berichtet; ebenso, daß diese Kammer eine ansehnliche Oppo-





sitten enthielt. Zu dieser Opposition kam im November noch ein für Napoleon gar unbequemer Mann, nämlich der Laternenmann Rochefort. Die Pariser hatten ihn gewählt, und zwar mit glänzender Mehrheit. Sein Gegenkandidat war Carnot, nicht etwa ein Regierungsmann, sondern ein ehrlicher, in der Welle gefärbter Republikaner, der aber den Pariser noch immer nicht arg genug war. Allerdings, der Rochefort war noch ärger, und durch die Wahl des Laternenmannes wollten sie dem Alten einen Wink geben, der nicht mißverstanden werden konnte. So wurde Rochefort denn Abgeordneter für den 1. Wahlbezirk von Paris. Sein Erstes war, daß er seine Laterne anzündete, und sein Zweites, daß er dafür eine Fackel anzündete, die „Marseillaise“, gegen welche die Laterne ein elendes Nachlichtlein war. Zudem brannte diese Fackel täglich, und beleuchtete den Pariser den Weg zur Revolution.

Am 29. November wurden die Sitzungen des gesetzgebenden Körpers durch den Kaiser in Person eröffnet. In seiner Thronrede sagte er: „Frankreich will die Freiheit, aber im Bunde mit der Ordnung. Für die Ordnung stehe ich ein. Helfen Sie mir die Freiheit retten!“ Die kaiserliche Kammermehrheit erschrak fast, als sie vernahm, sie sei zu dem ungewohnten Geschäfte berufen, die Freiheit zu retten. Doch beruhigte sie sich, als der Kaiser versicherte, die Regierung habe die Gewalt und das Recht für sich. So lange Gewalt vor Recht geht, dachten die Herren, wird das Freiheit retten kein so gar gefährliches Geschäft sein.

Der Kaiser hatte nun zwar eine gestützte Kammermehrheit, aber er selber hatte keinen Respekt vor ihr, und es war ihm nicht ganz wohl bei der Sache. Er dachte an das, was geschehen könnte, und sah Sohn und Thron bei diesen seinen Creaturen nicht in den sichersten Händen. Daß in einem Duzend aus der Opposition mehr Geist und Talent stecke, als in der ganzen Mehrheit zusammen, wußte er obnehin schon; er fürchtete diese Opposition, und da der christliche Grundsatz, „die Linke soll nicht wissen, was die Rechte thut“, in einer Kammer nicht leicht durchführbar ist, und da die Rechte sehr vieles that, was die Linke nicht hätte wissen sollen, so suchte er die Linke unschädlich zu machen und zu gewinnen, indem er sie zu Mißthulbigen machte.

Der Kaiser also schrieb dem Emil Ollivier ein kleines Briefchen, ob er wolle oder nicht, nämlich Minister werden. Herr Emil biß an den Köder und sagte: „Ja, ich will.“

Herr Emil Ollivier, den wir doch ein wenig näher kennen lernen müssen, ist ein geborner Marseiller, 45 Jahre alt. Sein Vater, Chef eines Handlungshauses in Marseille, war anno 1848 ein eifriger Demokrat und Republikaner. Um nach dem Staatsstreich am 2. Dezember 1852 nicht verhaftet und deportirt zu werden, flüchtete er sich nach Florenz. Sein Sohn Emil hatte die Rechte studirt und sich als Advokat in Paris niedergelassen. Daß er ein Advokat war, sieht man seinem Bilde jetzt noch an. Ledru-Rollin eröffnete ihm die politische Laufbahn, und sandte ihn 1848 als Kommissär der Republik nach Marseille. Jetzt freilich will der Herr Minister sich kaum mehr erinnern, einst Republikaner gewesen zu sein.

Schon im Jahre 1857 wurde Ollivier im dritten Pariser Wahlbezirk zum Abgeordneten gewählt und war von da an eines der fünf Häupter der Opposition; freilich bestand damals diese ganze Opposition nur aus fünf

Häuptern. Von 1866 an trauten ihm die Pariser nur noch halb und halb und bald gar nicht mehr. Bei einer Vorstellung im Salon der Kaiserin hatte Ollivier dem Kaiser seine politische Ansicht auseinandergesetzt, die schließlich darauf hinauslief, das Kaiserthum könne sich mit der Freiheit ganz gut vertragen und also auch die Freiheit mit dem Kaiserthum, vorausgesetzt, daß diese Freiheit eine auch nur einigermaßen verträgliche Freiheit sei. Daß sich Kaiserthum und Freiheit nebenher auch mit einem Ministerium Ollivier vertragen könnten, wurde beiseite geworfen. Der Kaiser (derin gerade nicht merkwürdig nur angebeutet). Er schrieb sich aber die Sache hinter die Ohren; so oft von einem Ministerwechsel die hinter die Ohren; so oft von einem Ministerwechsel die Rede war, tauchte allemal der Name Ollivier auf. Grund genug für die Pariser, den Ministerkandidaten im Mai 1859 nimmer in die Kammer zu wählen. Wenn in Paris eine Mode in Abgang kommt, so kommt sie in der Provinz erst auf: die Bar-Departementler waren froh mit ihrem Marseiller Nachbar in der Kammer Staat machen zu können und wählten ihn. So blieb also Ollivier Abgeordneter und erhielt im Neujahr 1870 vom Kaiser den Auftrag, aus der Kammer ein gleichartiges Ministerium zu bilden. Wohl Männer zu finden, die einerlei politische Ansicht haben, ist aber in Frankreich ein schweres Stück Arbeit: das geht nur im bairischen Hochgebirge und beim Konzil in Rom, wenn man den Begriff Männer etwas weit faßt. Das Kabinet Ollivier war aber doch gleichartig: es diente dem Kaiser, der Ordnung und der Freiheit, wie's gerade nöthig war. Die neueste Aera Frankreichs hatte begonnen: Das perliöse Regiment Napoleons hatte aufgehört, die parlamentarische Regierung war Thatsache. So verfiel denn wenigstens die neuen Minister vor Frankreich und der Welt, wenn's auch die „Unersöhnlichen“ nicht glauben wollten. So nannte man nämlich die 20 Mann, die auch jetzt noch opponiren, voran die Pariser Abgeordneten.



Emil Ollivier.

Indeß geschah doch manches Gute. Die noch bestehenden Ausnahme-Gesetze wurden aufgehoben, dem Häufervertilger Dausmann in Paris wurde das Handwerk gelegt, die Revision der Verfassung wurde in Angriff genommen und manche zweckmäßige Reformen theils begonnen, theils in Aussicht gestellt.

Da mit einemmale fuhr ein Bletter des Kaisers mit einem Pistolenschusse dazwischen. Es ist eine etwas lange Geschichte, und der Hinfende wollte seine Leier gerade damit verschonen aber sie betrifft einen Bletter des Kaisers, einen Angehörigen der Familie, die von Gott patentirt allein in Weltgeschichte machen zu dürfen, und darum darf er sie nicht ganz übergehen; aber er will sich fassen:

In Auteuil, einer Vorstadt von Paris, lebte seit mehreren Jahren ein Geschwisterkind des Kaisers, genannt Peter Bonaparte. Er hat eine wechselvolle Vergangenheit hinter sich, oder wie den Rathschreiber sagen würde: sein Antecedentien sind nicht die besten. In Rom sollte er einmal wegen Mordmordes erschossen werden, aber er heilige Vater wollte nicht so viel Pulver an ihn werfen und schickte ihn nach Amerika. Wenn man so wohlfeil kommt, kam man's schon noch einmal probiren: in Rom kommt er deshalb später einen Forstjäger. Er kam wieder in der Welt herum, bis der 2. Dezember ihm in Frankreich ein Asyl und eine Anagnone verschaffte. So lebte er denn in Auteuil als kaiserlicher Prinz und verheiratete sich im vorigen Jahre mit der Tochter eines Arztes.



ters, weshalb diese Ehe auch bereits mit 2 Kindern gesegnet ist, einem Prinzen von 12 und einer Prinzessin von 8 Jahren Kaiserlich korbische Prinzen und Prinzessinnen wachsen viel schneller als andere Menschenkinder. Das Prinzlein, das Heirathen und das Ananageverzehren füllte aber seine Zeit nur wenig aus, und so Pistolenschießen und Zeitungschreiben. Er hätte können beides bleiben lassen. Durch das Zeitungschreiben kam er hinter die Marseillaise und dadurch in die Marseillaise, die ihm gehörig heimleuchtete. Da wurde der Peter wüthend und forderte den Rochefort zum Zweikampfe heraus. Rochefort aber, der mit der Feder tapferer zu sein scheint als mit der Pistole, schickte seinen Freund und Mitarbeiter Groussset, der die Artikel gegen Peter geschrieben hatte, dieser wieder seine Freunde Noir und Jonvielle. Der arme Noir; er hätte wissen können, daß mit dem Mordpeter nicht zu spassen ist, und daß der immer Schwarz schießt; denn kaum waren die beiden Freunde in dem prinzipetelischen Palais eingetreten und hatten sich gegen den Peter einiger anzüglichen Redensarten entleibt, so schoß dieser mit einem Revolver dem Noir durchs Herz und dem Jonvielle durch den Kopf. Die beiden durch den Kopf, als stände er auf dem Schießstande und mache Schießübungen.

Der Mord versetzte natürlich ganz Paris in ungeheure Aufregung. Peter mußte alsbald verhaftet werden, wenn auch nur um seiner eigenen Sicherheit willen; das wüthende Volk hatte nicht übel Lust, den Mörder — Bring hin, Prinz her — in den Kerker zu zerreißen. Rochefort, der des Mordes wegen in seiner Marseillaise lästerlich über die Napoleoniden geschimpft hatte, wurde eingesperrt, und die Gerechtigkeit zu genügen der Peter vor Gericht gestellt. Der Peter war aber kein gewöhnlicher Peter, sondern ein geschwisterkind des Kaisers, er mußte deshalb auch nicht vor ein gewöhnliches Gericht gestellt werden — das wäre am Ende gar ein Stände gewesen, ihn zu verurtheilen — sondern es wurde ihm ein extra vornehmer und hoher Gerichtshof sammengesetzt und zwar in Tours, abseits von Paris, um den Pariser aus dem Wege zu gehen. Dieser hohe Gerichtshof konnte nun allerdings zu dem Leidwesen nicht abstreiten, daß Noir nicht todt worden sei, denn halb Paris hatte gesehen, wie er begraben worden, aber glücklicherweise enterte, daß der Peter einen geschwollenen Baden hatte, so nichts war natürlicher, als daß diese prinzipliche Geoulst von einer Obreiege herühre, welche Noir dem Peter gegeben habe, worauf dieser natürlich den Noir auf Stelle todtgeschien mußte. Peter wurde frei gesprochen, und hatte nur 25,000 Franken an die Familie Noir bezahlet. Einen Vortheil hat die Geschichte für Peter, daß jetzt, was es kostet, wenn ihn wieder einmal die ankummt. — Diese 25,000 Franken rumpfte er von dem kaiserlichen Vetter, und noch 20,000 Franken dazu, er aus Dankbarkeit für den loyalen Urtheilspruch Armen von Tours schenkte.

Kaiser Napoleon hat überhaupt kein Glück mit seinen Vetter. Ein anderer Vetter von ihm, Prinz Murat,

faund es bequemer und wohlfeiler, einen seiner Schuldner, anstatt ihn zu bezahlen, tüchtig durchzuprügeln und die Treppe hinunterzuwerfen, worüber die ungehobelten Pariser, die das Glück, von einem Prinzen geprügelt zu werden, gar nicht zu würdigen wissen, einen Mordfanbal erhoben. Um den Standal zu beschwichtigen, mußte der Kaiser abermals den Beutel aufthun. „Leure Vettern, das“, soll der Kaiser zu Eugenie gesagt haben.

Daß der Herr Minister Ollivier wegen der erzählten Geschichten mit den Unversöhnlichen in der Kammer manchen Strauß zu bestehen hatte, kann man sich denken. Das Reformwerk ging aber dessen ungeachtet vorwärts. Eine neue Verfassung ward ausgearbeitet und dem Senat zur Beschlußnahme vorgelegt. Der genehmigte sie natürlich einstimmig. Daran wars aber nicht genug. Sie mußte auch noch dem Volke vorgelegt und von demselben genehmigt werden; so wollte es Napoleon, der viel auf Volksabstimmung hält, und dem Volke und den Ministern gegenüber eine ganz eigenthümliche Ueberredungsgabe besitzt, welche der Holzschneider hier auch treffend ähnlich abgebildet hat. Die Minister, die erst nichts davon wissen wollten, mußten deshalb aber schließlich doch daran, und Ollivier begeisterte sich sogar mit der Zeit für die Volksabstimmung und forderte alle Beamte auf, eine verzehrende Thätigkeit zu entwickeln, damit eine ungeheure Mehrheit von „Ja“ zu Stande komme. Durch den Eifer von beiden Parteien, der Regierung und ihrer Gegner, wurde die erste einfache Frage der Verfassungsänderung in die Frage umgewandelt: Kaiserreich oder Republik. Jetzt galt es. Am 2. Sonntag im Mai wurde die Abstimmung vorgenommen und dabei allerdings eine verzehrende Thätigkeit entwickelt, nicht nur von Seiten der Beamten, sondern auch der Bauern, die zur Wahlurne getrieben wurden, wie der Minister befohlen hatte. Wie viel Liter Bier, Wein und Branntwein, wie viel Würste, Käse und Brode am 2. Sonntag im Mai verzehrt worden sind, ist in den Annalen Frankreichs nicht aufgezeichnet worden; wohl aber, wie



Or und das Plebisit.

viele „Ja“ in die Urne kamen. 7 Millionen und einige ungerade stimmten für das Kaiserreich, anderthalb Millionen sagten Nein, und stimmten also für die Republik. Eine weitere Million sagte nicht Ja und nicht Nein, sondern blieb einfach von der Komödie weg und die thaten wohl am geschicktesten daran. So war also die Dynastie Napoleon aufs Neue durch den Volkswillen geheiligt. Was ein solcher Volkswillen für ein schlechtes Fundament sei, um eine Dynastie darauf zu gründen, ahnte damals Napoleon nicht, und wenn ihm Einer gesagt hätte, dieser Volkswille sei eine Volkswelle, die wenige Monate nachher sein dynastisches Schiff auf den Felsen werfen und zerschmettern werde, er würde seinen Schnurrbart gedreht und herzlich gelacht haben.

**Oesterreich.**

Das Kaiserreich hat im verfloffenen Spätjahr (1869) einen schweren Kampf durchzumachen gehabt mit seinen lieben Untertanen in Dalmatien. Dalmatien, rechts von Italien am adriatischen Meere, ist einer der Lappen auf dem zusammengefügten Oesterreichischen Kaisermantel, und dieser Lappen machte Wien, aus den Näh-



ten zu geben, um ein eigenes Mäntelchen für sich bilden zu wollen.

Im südlichsten Winkel dieses Dalmatiens, hinter Cattaro, haust in den Bergen ein Bälllein, Bockshen genannt, das mit der Außenwelt seither nur in Berührung kam, wenn es der Hunger dazu trieb. Das Ländchen ist nämlich blutarm, und Steuern scheint es dort keine zu erheben gegeben zu haben. Es ging zwar eine Sage unter den Bockshen, sie seien kaiserlich österreichisch: die wenigsten aber wußten, wie sie dazu gekommen sein sollten, und heerten sich auch nicht groß darum.

Weil aber die Oesterreicher von den Bockshen keine Steuern erheben konnten, so wollten sie doch etwas von ihnen haben, nämlich Soldaten, und sendeten Commissäre in die Berge, um zu rekrutiren. Das war aber nicht nach dem Geschmack der Herren Bockshen, und sie gaben den kaiserlichen Commissären ihre Meinung zu erkennen, indem sie ihnen nach Landesfittte das Gewäd erleichterten, Dem und Jenem die Ohren abschnitten, und sie nach Hause schickten.

Die Oesterreicher sind zwar gewohnt, sich Manches gefallen zu lassen, aber an ihre Ohren haben sie doch eine rührende Anhänglichkeit, und diese lassen sie sich ungestraft nicht abschneiden.

Also rückten sie mit Heeresmacht in Dalmatien ein, und nach den amtlichen Büllens war auch der Aufstand alsbald gedämpft. Mit dem Dämpfen ist's aber so eine Sache, diesmal aber war zu viel Dampf dabei, und den gedämpften Bockshen ging es wie den Dampfpuddeln, sie gingen durch das Dämpfen nur noch mehr auf. Sie zogen sich zwar in ihre Berge und Schlupfwinkel zurück, wenn aber die Kaiserlichen es wagten, sie zu verfolgen, da bligte und krachte es hinter jedem Busch und Felsen hervor, und die Bockshen hatten eine reichliche Ohren- und Nasenernte. In kurzer Zeit hatten die Kaiserlichen 27 Offiziere und 344 Mann verloren.

Die Vorbeeren dieses Feldzugs theilten die Feldmarschall-Lieutenant Wagner und Graf Auersperg und weil die beiden ihre Nasen nicht verloren hatten, so erhielten sie von Wien aus auch keine Nase, sondern ersterer wurde Kriegsminister und letzterer erhielt das Kommandeur des Leopoldordens, und statt ihrer schickte man einen Italiener, den Feldmarschall Robich, der sollte die bösen Bockshen zu Baaren treiben. Und dieser hat's auch fertig gebracht. Der brave und friebfertige Herr dachte, was sollen wir uns die Nasen und Ohren abschneiden lassen? und statt mit Kanonen bombardirte er die Revoluzzer mit Dukaten, und diesem Bombardement konnten die wilden Bursche nicht widerstehen. Jeder reuige Bockshen erhielt anstatt wie früher 25 österreichische Prügel jetzt 40 österreichische Gulden, und siehe da, ganz Dalmatien wurde bei dieser Münzsorte von Neuem besessen. Als Gegendienste für dieses reuige Entgegenkommen, baute ihnen der menschenfreundliche Italiener ihre verbrannten Dörfer wieder auf, gab ihnen ihre Waffen wieder zurück, unter der Bedingung, daß sie nur Spazier damit schießen und sonst kein Unglück anrichten wollen, und weil die friedfertigen Bursche nun einmal eine ausgesprochene Abneigung gegen den Soldatendienst hatten, so versprach er ihnen, daß sie auch davon befreit sein sollten. So, und nachdem er sie gefragt hatte, ob sie sonst noch etwas wünschen, zog er als Sieger ab und der Aufstand war niedergeworfen. Oesterreich aber hat sich durch diese friedfertige und liebenswürdige Art Krieg zu führen, die Anerkennung aller Menschenfreunde erworben und kann beruhigt auf seinen Vorbeeren ruhen.

Und wie ging es zu in den übrigen Theilen des großen Kaiserreichs? Die Krisis dauert fort, das war das ganze Jahr hindurch der Bericht der Zeitungen aus Wien. Krisis aber nennen sie in Oesterreich eine Krankheit, die nicht leben und nicht sterben läßt und an der man schließlich halt doch sterben muß. Es ist eben ein wunderliches Gemengsel von Allerlei, was nicht zusammen paßt. Es kommt dem Hinkenden gerade vor, als wenn Erer unreife Zwetschgen, saure Gurken, Sauermilch und junges Bier alles miteinander und durcheinander verpeist. Das hält kein Magen aus. Entweder gibts eine Explosion oder der Patient stirbt an einer Indigestion. Explosion, oder Indigestion, eines von beiden ist schließlich das Schicksal Oesterreichs.

Seitdem die Ungarn selbständig geworden sind und die erste Violine spielen, wollen die andern alle auch mitgeigen. Die Czchen in Böhmen wollen auch ein besonderes Königreich sein; die Polen in Galizien möchten auch so etwas Appartes; Kroatien, Slavonien und Dalmatien wollen sogar einen dreifachen König; in Istrien schielen die Italiener nach Italien, und selbst in den eigentlichen deutschen Provinzen bereiten die vielen Slaven den Deutschen alle nur möglichen Schwierigkeiten. Es gährt und brodelt und zischt in dem alten Kaiserthum wie in einem Herdenschüssel, und dazu fehlt — der richtige Herdemeister, denn der Beuß ist auch keiner.



Unsere deutschen Brüder in Oesterreich aber gelangen immer mehr zu der Einsicht, daß es nicht ihre Aufgabe ist, mit ihrem Schweiß und ihrem Blute zu fitten, was auseinander fallen will, sondern daß sie ein Vaterland haben, wo viel tausend Herzen ihnen entgegenzuschlagen. Lasset den andern Plunder und kommet zu uns, ein Stück des großen, einigermächtigen, deutschen Reiches.

Großen Lärm in die Welt machte eine verrückte Nonne, Barbara Ubril, die in einem Karmeliterinnenkloster in Krakau 21 Jahre lang in einer kleinen dunkeln Zelle eingesperrt, und von der Pöbelglücklich entdeckt worden war. Man munkelt davon, sie habe durch eine unglückliche oder vielmehr durch eine glückliche Liebe zu einem Sünder den Neid ihrer Schwestern erregt, die auch gerne unglücklich — glücklich gewesen wären, und man habe deshalb zur Abföhlung 21 Jahre lang auf Diät gehalten. Das Volk von Krakau war über diese Kurmethode sehr ungehalten und man mußte ihm begreiflich machen, daß man die andern liebesbedürftigen Nonnen deshalb nicht umbringen dürfe. In der übrigen zivilisirten Welt wurde es aber Modefache, in allen Klöstern nach eingemauerten Nonnen zu suchen, Barbara Ubril wurde die Heldin des Tages, und der ganze Erdball zerfloß in Thränen ob dem Schicksal der armen Dulderin.

Was den Krieg mit den Franzosen betrifft, so rückte sich Dinkel Beuß Anfangs schmunzelnd die Hände, denn der Tag der Rache war ja für ihn gekommen, wie er meinte, auch fing er schon an zu rüsten, damit er auch mit dabei sei, wenn die Beute getheilt werde. Als aber die Deutschen feis siegreich, immer weiter in Frankreich einrückten, da wurde des Herrn Grafen Gesicht immer länger und länger, und schließlich hat er es jetzt sogar zu einem Lächeln verzerrt, mit dem er seinem Collegen Bismarck freundschaftlich zunickt.

**Deutsches Vaterland.**

Der Hinkende Bote hatte schon ein lauges Sünderregiment aufgezogen gehabt, von den Uneinigkeitsünden haben wir drüben überm Main und auf eine Strapaziedigt studirt,



nicht nur sich selbst gewaschen hat, sondern die auch andern Deuten die Köpfe waschen sollte, ja sogar über den Bismarck wollte er wieder ein wenig losziehen, doch nicht so arg wie vor anno 66, da, auf einmal ist Alles überflüssig geworden, das Sündenregister und die Straßpredigt, denn

**Deutschland ist einig!**

Die Mainlinie ist verschwunden, der Main ist nicht mehr, und die Frankfurter sind aufs Trockene gesetzt. Was Bitten und Beien, was Reden und Singen, was Versammlungen und Vereine, was Landtage und Parlamente nicht zu Stande bringen konnten, der Feind, der böse Feind, hat es über Nacht vollbracht. Aber ob Freund oder Feind, der Hinkende hat es schon oft gesagt, er würde selbst dem Teufel einen Kuss geben, wenn dieser Deutschland einig machte. Diesmal aber ist der Teufel Spaltung, kein Reid, keine Zwietracht mehr, keine Parteien mehr, Ultramontane, Nationalliberale, Demokraten, Republikaner alles ein Herz und eine Seele, Alles deutsch und nur deutsch! Deutschland einig, und damit mächtig, da mit unbesiegbar.

In der ersten Nacht konnte der Hinkende nicht schlafen vor freudiger Erregung, und wenn er in einen kurzen, unruhigen Schlummer fiel, da träumte ihm, er ginge Arm in Arm mit Julius Frese, Lindau und Bortomäus Scheidenmacher, und habe Bruderschaft mit ihnen getrunken, und im Schweiß gebadet erwachte er, denn es ist ihm nie im Traume eingefallen, daß er jemals von einer so luziden Bruderschaft träumen werde. Er ist's halt noch nicht recht gewöhnt.

Aber langsam, und Eins nach dem Andern; wir wollen zwar nun allen alten Quack liegen lassen und in den fernbigen Nestern heuer keine Vögel mehr suchen, aber eine kurze Umschau wollen wir doch halten über das, was etwa im Vaterlande Erstuliches geschehen; wir ziehen dann leichter in den Krieg.

Am 14. Februar wurde der Reichstag des Norddeutschen Bundes in Berlin eröffnet und am 26. Mai, am Himmelfahrtstage, geschlossen. Das Wichtigste, was auf diesem Reichstage zu Stande kam, ist ein Strafgesetz für den Nordbund. Beinahe wäre dasselbe aber am Schluß noch gescheitert und zwar wegen der Todesstrafe. Der Reichstag hatte in erster und zweiter Lesung für Abschaffung der Todesstrafe sich entschieden; die Regierung aber erklärte, ohne die Todesstrafe lasse sich nicht gemüthlich regieren und lieber wollten sie das ganze Gesetz fallen lassen; da dachte der Reichstag, „der Geheidteste gib' nach, auf ein paar Köpfe mehr oder weniger kommt es auch nicht an, und es wird nicht gerade einen von uns treffen,“ und bewilligte den Regierungen das Köpfen. Hierauf wurde das ganze Strafgesetz vom Reichstag und den Regierungen genehmigt und ist bereits verkündet.

In einer der ersten Sitzungen des Reichstags, am Matthiafsfeiertage, kam ein Zwischenfall vor, den der Hinkende nicht unberührt lassen darf, weil er ihn näher angeht. Es handelte sich um Genehmigung des Jurisdiktions-Vertrags, der zwischen Baden und dem Nordbund abgeschlossen worden war. Die Nationalgesinnten wollten bei dieser Gelegenheit die deutsche Frage mit einem kräftigen Ruck vorwärts schieben und sprachen für alsbaldigen Eintritt Badens in den Nordbund. Bismarck erklärte, die Zeit sei noch nicht gekommen. In seiner Rede meinte er unter anderem: „Wir dürfen, was die süddeutsche Frage betrifft, den Milchtopf nicht abrahmen

und das Uebrige sauer werden lassen.“ Also Süddeutschland ist ein Milchtopf und Baden mit dem Hinkenden der Rahm darauf. Verstanden? Rahm von Süddeutschland! Das will was heißen! Freilich beim Beginn des Kriegslärmens hatte die Sache auch ihre Rehrseite. Wenn die welsche Kage über den Milchtopf kommt, dachte der Hinkende, so süßt sie zuerst den Rahm. Aber es ist ihr dafür gethan, der Kage!

Zwischen den Reichstag hinein, vom 21. April bis 7. Mai tagte in Berlin das Zollparlament. Sein Hauptgeschäft war die Revision des Tarifs. Verschiedene Artikel, darunter Esel, Maulesel und Maulthiere, dürften künftig die deutsche Grenze zollfrei passieren; hoffentlich werden uns die Franzosen nicht mehr Esel herüberschicken als wir ihnen hinüber; bei andern wurde der Zoll bedeutend herabgesetzt, namentlich beim Robeisen und Reis. Dafür mußte man aber einen Sündenbock haben, der den Ausfall der Zollkasse wieder deckt, und dazu wurde der Kaffee auserlesen, der Eseln und Maulseln noch nie etwas zu Leide gethan, und der, obschon er auch ein Schwarzer ist — doch halt, fast hatte der Hinkende vergessen, daß er jetzt Frieden gemacht hat mit den Schwarzen oder wenigstens Waffenstillstand; es ist halt noch so eine alte Gewohnheit. Der Zoll auf Kaffee betrug zuvor 5 Thaler per Centner; nun beträgt er 5 Thaler 25 Sgr., an jedem Pfund 3 Pfennige mehr. Ist das nicht himmelschreiend, ihr alten Kaffee-Freunde und Freundinnen? Der Kaffee hat nämlich auch Vettern, nicht bloß Basen; das zeigte sich gerade im Zollparlamente. Zweimal wurde der Sturm auf den Sötttertrank mannhast abgeschlagen; erst bei der dritten Abstimmung sagten sie Ja. Man hatte ihnen nämlich, wie bei der Todesstrafe im Reichstag, das Messer an die Kehle gesetzt und gesagt: Entweder — oder! Entweder keinen neuen Tarif oder die 25 Silbergroshen. Um nicht der zollfreien Einfuhr und Ausfuhr der Esel verlustig zu gehen, blieb den Herren Abgeordneten nichts übrig als die 25 Kaffeeegroshen zu genehmigen, wenn auch manch Einer an die Heimath und die erste Zusammenkunft mit der Frau



Zeitungen, am gedacht haben mag. Dem Hinkenden verschlägt die Sache nichts, und wenn's mit dem Kalenderschreiben nicht mehr geht, so legt er eine Sibirienfabrik an. In Lahr gibts ja Gelegenheit.

Der Hinkende hofft, daß ein besonderes Zollparlament nicht mehr zusammenkomme, sondern daß die Zollangelegenheiten künftig von einem deutschen Parlamente, oder um für eine deutsche Sache auch ein deutsches Wort zu gebrauchen, von einem deutschen Reichstage erledigt werden.

Das kirchliche Ohrfeigenbildchen hatte der Holzschneider schon geschnitten, ehe der Hinkende seinen Waffenstillstand mit den geistlichen Herren abgeschlossen hatte, und jetzt kann er es doch nicht in den Papierkorb werfen, denn die Holzschneider haben auch ihren Künstlerstolz, und der Hinkende darf es nicht mit ihnen verderben. Herr Journier möge deshalb auch dieses illustrierte Resultat seiner historisch gewordenen Ohrfeige mit seiner bekannten christlichen Milde beurtheilen. Glücklicherweise hat der Mann einen französischen Namen.

In Baiern gabs großen Kampf bei den Wahlen. Die im Oktober 1869 zusammengetretene Kammer zählt 72 Rechte und 72 Linke. Die Rechten wollten durchaus einen früheren Linken, den Dr. Weis, und die Linken einen früheren Rechten, den Dr. Edel, zum Präsidenten haben. Siebenmal wurde gewählt: allemal 71 weiße und 71 edle Stimmen. Auf diese Weise konnte es nicht

n. Verleihen des  
fest, das  
Zusammen  
eine Erschei  
d an der man  
eben ein w  
zusammen  
la wenn  
nlich und  
vertheilt. In  
ion. Erschei  
möglich hat  
geworden  
ändern als  
wollen auch  
in -Wolfs  
Elaumen  
en König  
n, und  
reichten bei  
ein Schw  
dem alten  
u fest -  
der  
en  
immer  
nicht  
f und  
ander  
ateland  
haben  
einen  
Pumber  
d des  
en Reich  
die  
Barbara  
innen  
einer  
und von  
worden  
eine  
er zu  
regt, zu  
ären, was  
lang  
viel  
begreifl  
Namen  
in  
lern nach  
it wurde  
Reiß in  
ngesen  
gehd  
in  
ertheilt  
mer  
ich hat  
dem  
terland  
in  
Erlaube



fortgehen, die Kammer mußte aufgelöst werden. Bei den darauf vorgenommenen Wahlen gieng mehr als lebhaft zu; die Rechte, die Ultramontanen, siegen und hatten nun über eine ungewisse Kammermehrheit zu gebieten. Fürst Hohenlohe-Schillingsfürst übergab seinen Ministerposten an Graf Bray. Die Kammermehrheit hatte es in ihrem verhassten Preußenhass noch nicht dahin gebracht, Deutsch zu sein und wollte ihren Einfluß benützen, durch Lahmlegung der bayerischen Armee einen näheren Anschluß Baierns an den verpönten Nordbund unmöglich zu machen, um vom Schutz- und Trutzbündnisse den Schutz zu streichen und nur den Trutz zu lassen. Sie war eben im besten Zug, ganze Regimenter zu vernichten und aus der schönen bayerischen Armee einen unbrauchbaren Landsturm zu machen, als — unser guter Freund Napoleon ihnen einen Strich durch die Rechnung machte. Der Krieg kam über sie und die Kriegesfackel leuchtete ihnen ins Herz hinein, und das edle deutsche Gold, das in jedem deutschen Herzen verborgen liegt, blühte auf im Glanze dieser Kriegesfackel, und die bayerischen Herzen, die sich mit Schwarz oder mit Roth überhäufelt hatten, stammten auf einmal in dem herrlichsten Schwarz-Roth-Gold. Ein Kammerauschuß fabelte zwar noch etwas Weniges von einer bewaffneten Neutralität, die Kammer selbst aber zeigte sich ächt im Feuer vergoldet, und sie bewilligte das Geld, d. h. sie bewilligte mit 101 gegen 47 Stimmen 18 Millionen Gulden für den Kampf an der Seite Deutschlands gegen das übermüthige Frankreich. Die erste Kammer trat diesem Beschlusse einstimmig bei. So hat also Baiern, — und vor allem muß gesagt werden dessen junger König, der so die richtige Zukunftsmuß gefunden hatte — Stellung genommen, wie es für wackere Deutsche sich ziemt. „Lieb Vaterland magst ruhig sein.“

In Württemberg machten sie auch Miene, an dem Militär herumzuschneipeln, und Großmacht zu spielen ohne tüchtige Soldaten. Als aber König und Regierung in Folge des französischen Friedensbruchs sich offen und ehrlich auf die Seite Deutschlands stellten, hatte auch in der Kammer aller Parteihader ein Ende. Die 2. Kammer genehmigte mit 85 gegen 1 Stimme, die 1. Kammer mit allen Stimmen, die Vorlagen der Regierung. Die Stimmung durch ganz Württemberg ist eine echt deutsche, und die Franzosen haben bereits mehrere Mäuserlein der „Schwabenkreide“ zu kosten bekommen.

Von Baden braucht der Hinkende, was die deutsche Frage anbelangt, weiter nichts zu sagen; man kennt uns, wir wollen aber nicht besser sein, als die andern, sondern klopfen eben so brav deutsch. In der Gesetzgebung ist's in Baden im letzten Jahre ordentlich vorwärts gegangen: die Zivilische ist eingeführt und wer nicht besonders darauf verfaßt ist, braucht keinen Pfarrer mehr dazu; ein Gesetz über metrisches Maß und Gewicht, gleichlautend mit dem norddeutschen, ist verkündet, die Einführung der Kommunalsschulen schritt vorwärts, und ein neues Gemeindegesetz trat in Wirksamkeit.

Hessen konnte, selbst nachdem der Ausbruch des Krieges gewiß war, seine bekannte Zweideutigkeit nicht unterlassen. Es ist hiemit natürlich klopf die Regierung mit ihren Helfershelfern gemeint, nicht das Volk, das so deutsch gefinnt ist, als eines. In Darmstadt sollte eine Versammlung abgehalten werden, um dem patriotischen deutschen Gefühl einen Ausdruck zu geben. Die Regierung verbot aber die Versammlung aus zarter Rücksicht für den inneren

noch anwesenden französischen Gesandten und weil die „rothen Hosen, die schon das badische Oberland besetzt hätten“, nicht weiter gereizt werden dürften. Was das betrifft, so sind die rothen Hosen inzwischen von den braven hessischen Soldaten nicht nur gereizt, sondern tüchtig ausgeklopft worden. Das wackere Hessenvolk hat die große Zeit, in der wir leben, besser begriffen, als der Herr von Dalwigk; diesem aber, der wie ein Salamander durch Wasser und durch Feuer, sich in seine Ministerbesoldung festgebissen hat, wird diese große Zeit hoffentlich auch den Garaus machen.

Und nun, geneigter Leser, schnalle deinen Säbel um und folge mir mitten in den

**heiligen Krieg.**

Glaube nur nicht, daß keine Kurage dazu gehört, weil der Hinkende in seinem Kalender nur auf dem Papier schießt und sticht; es gehört Muth dazu, daß dein Herz nicht breche vor Begeisterung und Siegesjubel über die Triumphe des deutschen Schwertes, und daß es nicht breche vor Schmerz über die Ströme edeln deutschen Blutes, mit dem unsere braven Söhne und diesen Siegesjubel erlaufen müssen. —

Mit der Beilegung des Gotthardtsreiters glaubte man den Frieden auf lange Zeit gesichert. Hatte doch der französische Minister in der Kammer feierlich erklärt, die Aussichten auf Frieden seien noch nie so günstig gewesen. Es war dieß eben nichts als das erste Glied der großen französischen Lügenkette. Die Diplomaten hatten bereits ihre Koffer gepackt, um in die Wälder zu eilen und den Mohren wieder weiß zu waschen; die Minister thaten gleich also oder begaben sich auf ihre Landgüter; die Soldaten erhielten Urlaub, um dabei bei der Ernte helfen zu können; die Kammern und Parlamente sehten sich nach Auflösung, und der Hinkende machte, weil es sonst nichts mehr zu fischen gab, seine Angelruthe zurecht, um nach Forellen zu angeln, da fiel wie ein Blitz auf heiterem Himmel mitten in diesen geträumten Frieden die spanische



Leopold von Hohenzollern.

Frage, nach ein paar Tagen war es eine deutsche Frage, und noch ein paar Tage, so war es der Krieg. Spanien glaubte endlich einen König gefunden zu haben. Prim hatte im Gothaer Hofkalender einen Prinzen entdeckt, der extra für Spanien geschaffen schien: er war 35 Jahre alt, Gemahl einer portugiesischen Prinzessin, Vater von 3 gegenwärtigen und vielen zukünftigen Kindern, also die Dynastie gesichert, militärisch gebildet, stammte aus einem alten berühmten Geschlechte, war seiner Religion nach katholisch, und um das Beste nicht zu vergessen, er war auch reich. Was wollte Spanien mehr? Prim ließ bei dem Prinzen unter der Hand sondiren, ob er nicht Lust hätte zur spanischen Königskrone; dem Prinzen nach der König in der Nase, noch mehr aber seiner Frau die Königin, und er dachte: „Na, kannst's ja einmal probiren“, und sagte: „Ja, ich will.“ Gleich schrieben's die Zeitungen in die Welt hinaus: „Er will“, und proklamirten den Prinzen Leopold von Hohenzollern als Kandidaten für den spanischen Thron.

Nun zuhren die Franzosen auf, als ob sie von der Tarantel gestochen wären: Was? ein Hohenzoller auf Spaniens Thron? Ein Hohenzoller hüben und ein Hohenzoller drüben und wir in der Mitte? Frankreich hat schon zu viel an dem einen, der sich angemacht hat, ohne Erlaubniß der großen Nation bei Sadowa zu siegen. Und nun gar noch einen? Das leidet das große, das herrliche, das heilige Frankreich nicht!



Also Schreen Kaiser, Kaiserin und Lulu kulute nach, also schrieben die Minister und Lakaien, die Kammerdiener, die Zeitungschreiber und Zeitungsläser in Einem Hec. Gründe für dieses Geshrei hatte natürlich die große Nation nicht, eine große Nation braucht keine Gründe. Diese Gründe und bodenlose Unverschämtheit brauchte nun zwar uns Deutsche nicht zu alteriren, das hatten die Franzosen mit den Spaniern und dem Prinzen auszumachen. Die Spanier hatten vor zwei Jahren in ihrem Hause ein wenig ausgeräumt und den Thron gestäubert, und hätten's können dabei füglich bewenden lassen. Wenn die spanischen Frösche nun aber einmal durchaus einen König Storch haben wollten, so sind das ihre Sachen, und wenn sich einer fand, der so lange Beine hatte, um in diesem spanischen Sumpfe den König Storch spielen zu können, so sind das seine Sachen, und hatte sich Niemand drein zu mischen, und am allerwenigsten Napoleon, der sich soeben durch das Ja = Sequad von sieben Millionen Fröschen als Kaiser = Storch hatte bestätigen lassen.

Aber anstatt — wie gesagt und unverschämten Falles — die Sache mit den Spaniern und dem Prinzen auszumachen, trieben die Franzosen die Unverschämtheit noch weiter, hielten dieß für eine prächtige Gelegenheit, auf's Neue mit den Preußen anzubinden, und verlangten von Preußen nichts weniger, als es solle dem Prinzen verbieten, die spanische Krone anzunehmen oder aber — Krieg am Rhein und um den Rhein.

Die preussische Regierung ließ sich durch die wälfische Zubringlichkeit nicht aus ihrer Ruhe bringen, sie sagte einfach, sie habe allerdings in der Zeitung etwas gelesen, von der Thron = Kandidatur eines preussischen Gardeobersten, Prinzen Hohenzollern, sonst aber sei ihr die Sache gänzlich fremd, und wenn der Herr Oberst spanischer König werden wolle, so sei dies

Geschmackssache, sie kümmern sich nichts darum. Das ist diplomatische Artigkeit; aus dem Diplomatischen in gewöhnliches Deutsch übersetzt hieß das aber so viel als: „Lasset uns in Ruhe, ihr Narren, scheeret euch zum Denter, dort ist die Thüre.“ Die Franzosen wenigstens scheinen es sich so übersetzt zu haben, denn sie tobten wie der Hornschreier am Faden, und Krieg! Krieg! spektakulirte das ganze Volk, und die Regierung beschleunigte die bereits unter der Hand begonnenen Rüstungen. Als Prinz Leopold sah, welchen Lärm sein noch nicht einmal zugeschnittener Königsmantel in die Welt gebracht hatte, sagte er einen ehrenhaften Entschluß. Seineinwegen und der spanischen Krone wegen sollte kein Tropfen Blut vergossen werden, und also ließ er den Spaniern telegraphisch für die zugedachte Ehre danken, und unter diesen Umständen ziehe er die preussische Oberkumiform dem spanischen Königsmantel vor. — Damit war der Vor-

wand zum Kriege weggeräumt, die Kriegsgefahr war beiseitigt, die blutige Wolke zertheilte sich. So glaubte nämlich alle Welt, und selbst die misstrauische Breitenwelt glaubte es, und die „Papierchen“, die vor Schreden in die Knie gesunken waren, und sich schon als schätzbares Material für die Lumpensammler und die Papierfabriken betrachteten, erholt sich von ihrem Entsetzen und fingen an auf der Kursleiter wieder langsam in die Höhe zu klettern. Haben doch selbst die französischen Minister in der Kammer verkündet, es sei jetzt wieder nichts mit dem Kriege, es sei mit dem besten Willen nichts zu machen. Das taugte aber nicht in den Kram des an Leib und Seele banquerotten Kaisers und seiner taufstusigen Mameluken, der Mann brauchte einen Krieg, einen Krieg um jeden Preis, um die Aufmerksamkeit seines Volkes von seiner eigenen Erbärmlichkeit abzulenken, um seine Soldaten, die nicht mehr recht pariren wollten, mit Ruhm zu füttern, und um seine strophulöse Dynastie, die aus dem Leim zu gehen brohte, mit Blut wieder zusammen zu kitteln. Die „konstitutionellen“ Minister Ollivier und Grammont, die noch kurz zuvor dem Volke gegenüber mit Aufhebung des persönlichen Regiments prahlten, ließen sich als kaiserliche Jägerburschen brauchen und diese ließen ihren Gehhund Benedetti los, um den königlichen Edelhirsch in Ems zu stellen und zum Kampfe zu zwingen. Der Kouje Benedetti reiste nach Ems mit einem ganzen Koffer voll der frechsten Unverschämtheiten, um sie eine nach der andern gegen den edeln König von Preußen loszulassen. Der edle Benedetti war dieser Hundarbeit vollständig gewachsen.



Szene auf der Promenade in Ems.

Nicht nur hatte dieser Mensch die Frechheit, dem Könige zuzumuthen, daß er sich förmlich und für alle Zukunft verpflichte, dem Prinzen Hohenzollern das spanische Königwerden zu verbieten, nein, er fiel ihm auch auf offener Promenade an, und verlangte, daß der König seinem Herrn, dem Kaiser, einen förmlichen Entschuldigungsbrief schreibe. Auf dem Bild kann man sehen, wie der König den kaiserlichen Kläffer abfahren läßt. Der Keel steht gerade aus, wie ein Jagdhund, der die Beutische bekommen hat. Er hatte sie auch bekommen, und heulend und bellend rannte er nach Paris zurück, wo er die ganze Meute alarmirte. Diese brach in ein förmliches Wuthgeheul aus, und vergebens erhoben einige unter diesen Tollhäuflern Vernünftigegebliebenen ihre warnende Stimme, darunter merkwürdiger Weise der schlaue Fuchs Thiers, der alte Hezer gegen Deutschland. Dem schwante es. Sie hätten ihn dafür aber beinahe zerrißen.“ Herzog Grammont fragte den Kriegsminister Le Dueuf: „Marschall, sind Sie gerüthet?“ „Ja“, sagte der Marschall, „ich bin gerüthet. Wir können drei Jahre Krieg führen, ohne einen Gamaschenknoip anzuhaben zu müssen.“ „Also los!“ sagte der Herzog. Mit den Gamaschenknoipen mag der



Marshall recht gehabt haben, und Manschetten haben sie jetzt auch, das ist aber so ziemlich ihre ganze Garderobe, die die Deutschen ihnen gelassen haben.

Am 19. Juli erklärte Napoleon den Krieg an Preußen, und ganz Frankreich brüllte Beifall. Napoleon war in diesem Augenblicke der populärste Mann in Frankreich, und die große Nation jauchzte ihm zu und schmierte die Stiefel zu dem militärischen Spaziergange nach Berlin. Was die französischen Stiefel betrifft, so sollte es ihnen bald auch nicht an Wachsfehlen, und zwar an deutscher Wachsfehle. Deutschland jauchzte nicht und jubelte nicht, ein tiefer stiller Ernst zog durch alle Herzen, und ruhig, gemessen und entschlossen rüstete es. Mit einer Brutalität, welche die Geschichte der zivilisirten Staaten nicht kennt, war ihnen von den welschen Klopfsechtern das Schwert in die Hand gezwungen worden zum blutigen Duell zwischen zwei Nationen, und es zieht das aufgezwangene Schwert mit reiner Hand und wird es brauchen mit starker Hand. Habet Muth, ihr übermüthigen Franken, der deutsche Michel ist wieder einmal warm geworden! „Lieb Vaterland magst ruhig sein!“

In einem Punkte hat sich Napoleon gleich von vorne herein wußt verrecknet. Er hatte an Preußen den Krieg erklärt, und baute auf die Uneinigkeit Deutschlands, und siehe da, er sah sich Preußen mit dem ganzen geschlossenen und entschlossenen Deutschland gegenüber. Die Süddeutschen Schwarzblätter und Rothblätter hatten ihm eine Brille mit schwarzen und rothen Gläsern aufgesetzt, durch die er Süddeutschland als Rhein-

bund oder doch wenigstens als neutrales Publikum für das bevorstehende Schlachtdrama erblickte, und nach Berlin hatte er einen Herrn v. Stössel geschickt, der in Norddeutschland herumgeschweifelt ist, um sich Bären aufbinden zu lassen, und der seinen Herrn und Meister den Hauptbären aufgebunden hat, die annektirten Provinzen warteten nur auf den Ausbruch des Krieges, um *Vive l'Empereur* zu schreien. Napoleon hatte Deutschland mit einem Schlag einig gemacht und gebüht ihm eigentlich dafür eine Dankadresse; denn ohne ihn hätten wir's durch nichts fertig gebracht.

Die Brutalität der französischen Kriegserklärung und die würdevolle entschlossene Haltung Deutschlands machte selbst auf die übrigen Großmächte Eindruck, und alle erklärten sich für neutral. „Machet Ihr beiden es mit einander aus, wir wollen zusehen und — abwarten?“ Nur der Sultan und der Unfehlbare in Rom schwiegen;

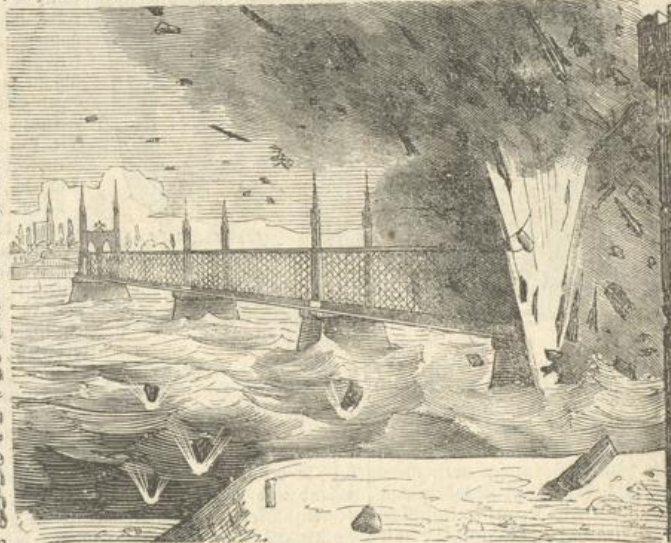
doch diese sind längst neutral gemacht. — Einen Verbündeten hat aber Deutschland doch gefunden, und zwar einen mächtigen. Als der Krieg ausbrach, hat der Hinfende gebetet wie der alte Dessauer: „Lieber Gott, hilf uns! Wenn du aber uns nicht helfen willst, so helfe wenigstens auch nicht den Hundsfüttern, den Franzosen, und bleibe neutral!“ Der liebe Gott ist aber nicht neutral geblieben, sondern hat sich sichtbarlich auf unsere Seite geschlagen.



Stammont.

Doeh noch war die Rheingrenze nicht geschützt und mit bangem Herzen sahen die Rheinbewohner einem Einfall der Franzosen entgegen, denn daß die welschen Strohhennomissen den Einfall haben konnten, uns mit der Faust in's Gesicht zu schlagen, ohne zu einem solchen Einfall gerüstet zu sein, für so dumm hatte der dummste deutsche Bauer sie nicht gehalten. Die deutschen Buchhändler gaben Karten des Kriegsschauplatzes auf dem rechten Rheinufer heraus — sie hatten glücklichweise eine schlechte Spekulation gemacht —; in Karlsruhe pakteten die Registratoren ihre Aften, und die Revisoren ihre rothe Tinte zusammen, um auch auf der Flucht registriren und revidiren zu können, und in Keel sprengten sie die Rheinbrücke in die Luft, — nicht die badischen Revisoren, sondern die badischen Pioniere.

Die schöne, die halt noch nicht anders gewohnt, es war uns in unserer Bescheidenheit bereits in Fleisch und Blut übergegangen, daß wenn es sich um die Franzosen handelte, wir nur angegriffen werden können, niemals aber selbst angreifen werden. Wir wußten noch nicht, wie stark wir sind, und —



Sprenzung der Rheinbrücke bei Kehl.

das Brückenprengen war noch ein Gewohnheit vom Jahre 66 her. Das die Kehler Rheinbrücke betrifft, so hat der Hinfende diese anno 60 im Rastatter Kalender, wo er damals Gekrollen gab, ausführlich beschrieben. ? — ?, und hat ganz besonders über die zwei Anstichfragezeichen, über und drüben vom dem Gedankenstriche aufgehalten. Das eine Fragezeichen haben sie alle jetzt richtig in der Luft gesprengt. Der Holzschneider hat das so natürlich abgebildet, daß

man sich ordentlich bucht, um von den umherfliegenden Trümmern nicht getroffen zu werden.

Aber trotz aller deutschen Rückzugsmassregeln, die Franzosen waren richtig so dumm und kamen nicht. Die Registratoren und Revisoren rückten wieder muthig auf dem Karlsruher Bureau ein, und die Rheinbrücke wollte, wäre noch ungesprengt. Der Molise aber sagte, kommt Ihr nicht, so kommen wir e. und wenn die Franzosen



am 21. Juli nicht am Rheine sind, so bekommen sie den nie mehr zu sehen. Und der Alte hat das Richtige getroffen. Als er am Tage der Kriegserklärung in Berlin über die Straße ging, ließen ihm die Berliner Straßungen nach und riefen: „Vater Wolke, jetzt mach einen Plan!“ Und der Vater Wolke ließ es sich gesagt sein, und er hatte schon einen gemacht, für und fertig in der Tasche, an dem die Berliner Jungen eine Freude haben sollten. Wenige Tage vor dem Kriegsausbrüche fragte ein Diplomat den Grafen Bismard: „Aber, Excellenz, warum rüsten Sie nicht auch?“ „Wir sind schon gerüstet“, war die Antwort. „Ein Zug an der Klingel im Kriegsministerium, und in 24 Stunden ist das ganze Heer auf dem Marsch.“ Und der eiserne Graf streckte die Hand aus und zog an der Klingel, und durch ganz Deutschland kirkte in eheiner Ton, wie wenn die Schwerter in den Scheiden sch rühren; die Landstraßen bevölkerten sich, es zog aus den Dörfern in die Städte, aus den Städten nach den Bahnhöfen, die Scheunen und Ställe, die Amtsstuben, die Comptoire, die Lehrsäle, die Hütten und Paläste, Alles warf Soldaten aus, und kaum waren die 24 Stunden verlossen, so flogen auf den Flügeln des Dampfes Regiment nach dem Rheine und über den Rhein. Und welche Prachtmenschen! Habt Ihr sie gesehen durch Mannheim ziehen diese Hülfirte, Grenadiere, Schützen, Dragoner, Kürassiere, Ulanen, Husaren, und diese Kanonen? Wer das gesehen hat, so stramm, so proper, so prachsvoll, so begeistert und schlachtenmuthig, der wußte, daß wir siegen werden. „Lieb Vaterland magst ruhig sein!“

Das deutsche Heer war in drei Armeen getheilt; die erste oder Nordarmee unter dem alten Haubegen Steinmetz, die 2. oder Rheinarmee unter Prinz Friedrich Karl und die dritte oder Südararmee unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm. Bei der Südararmee waren noch sämtliche süddeutsche Truppen. Diese drei Armeen flogen nun in Eilmärschen den französischen Grenzen zu. Die Nordarmee von Trier und der Nahe her gegen Saarbrücken; die 2. Armee durch die Pfalz, und die Südararmee gegen die Nordgrenze des Elsaßes.

Die Franzosen merkten endlich, daß man die Deutschen nicht mit Schreien und Spektakuliren verschrecken könne, wie eine Herde Hühner, und rückten auch mit 2 Armeen vor.

Die Hauptarmee konzentrierte sich bei der starken Festung Metz. Die Südararmee, auch Rheinarmee genannt, war extra aus Afrika verschrieben worden und stand unter dem Befehle des berühmtesten der französischen Generale, Mac Mahon, Herzog von Magenta. Diese Armee sammelte sich im Elsaß, in und bei Straßburg.

Der erste Schuß fiel am 21. Juli bei Saarbrücken, oder eigentlich waren es zwei, und diese zwei Schüsse waren gleichsam eine Charakteristik oder ein kleines Musterlein von der ganzen künftigen Kriegsführung. Ein Preuße

und ein Franzose standen einander als Vorposten gegenüber. Der hitzige Franzose konnte es nicht erwarten und knallte schon auf 1200 Schritte los und traf auch richtig einen Ast 15 Fuß hoch über der Helmspitze des Preußen; dann rannte er mit wildem Geschrei auf den Preußen los. Der Preuße ließ ihn ganz gemüthlich auf 400 Schritte herankommen, dann — Platsch! — und der Franzose machte einen Purzelbaum. „Hat ihn schon!“ sagte der Preuße und lud sein Gewehr. Ruhig, tapfer und ausdauernd, und schließlich ein: „Hat ihn schon,“ so sind die deutschen Soldaten. Dieser aber war aus dem Regimente „Hohenzollern“, und so war es also auch ein Hohenzoller, der den Krieg eröffnete, wenn auch kein Prinz, sondern ein Gefreiter der 6. Kompagnie und hieß Kraus.

Am 28. Juli zog Kaiser Napoleon mit großem Pomp in Metz ein und hatte seinen Lulu bei sich. Mama Eugenie war in Paris geblieben, um einzuweilen bis der Herr Gemahl in Berlin eingezogen wäre, die Regierung zu besorgen. So auf 2—3 Wochen Stroh wittwenschaft hatte sie sich gefaßt gemacht. Der gute Lulu war jetzt 14 Jahre alt und hatte bisher nur mit Bleisoldaten gespielt, es war Zeit, daß er lerne mit wirklichen Soldaten — mit Soldaten von Menschenfleisch zu spielen, sie von Kugeln zerreissen und von Bajonetten zerfleischen zu sehen, ohne eine Gänsehaut zu bekommen, oder eine Schwänenhaut, weil es ein Prinz ist. Es sind die ersten Anfangsgründe, das A. B. C. in der kaiserlichen Herrschergrammatik. Die schwierigeren Aufgaben: Falsche Eide schwören, Staatsstreich machen u. s. w. kommen erst später, dazu ist der Lulu noch zu jung und zu dumm. Napoleon war schon ein paar Tage in Metz und noch hatten die Pariser keine Siegesnachrichten erhalten. Das hatte aber seinen triftigen Grund. Dem Napoleon besann bereits ein Licht anzudämmern, daß es mit den Deutschen einen harten Strauß geben werde, und er mühte warten, bis er mehr Soldaten beisammen habe, auch hatten die Angekommenen noch nicht Alle Schuhe, und waren aus dem Süden Frankreichs in Holzschuhen angeklappert, und in Holzschuhen konnte man doch nicht in Berlin einziehen, das hätte auf dem Berliner Pflaster einen heillosen Lärm abgesetzt. Er arbeitete deshalb — wie die Zeitungschreiber — mit seinem Kriegsminister Le Boeuf eifrig an seinem Kriegsplane, das heißt er wartete.

Um aber dem Heißhunger der Pariser doch einen Siegesbrocken hinzuwerfen, und um seinem Lulu eine kleine Freude zu machen, setzte er ein Schlachtenspektakelstück in Scene.

Mit 40,000 Mann, unter General Frossard, zog er vor die Stadt Saarbrücken, die von drei Kompagnien Preußen besetzt war, 750, sage siebenhundertundfünfzig Mann des 40. Infanterieregiments mit 2 Kanonen. Weil es aber eine Schande gewesen wäre, mit 40,000 Mann drei Kompagnien anzugreifen, so machte Napol-



Prinz Friedrich Karl, General v. Steinmetz, König Wilhelm, Kronprinz von Preußen, Generalschef v. Moltke



von drei Divisionen daraus, und diese zu besiegen, war schon ein netter Anfang. Lulu burste sich das kleine Epäpfeil machen und die erste Mitrailleuse auf die Preußen losfliegen; der gute Prinz konnte es aber noch nicht recht, und drehte sie herum. „Nichts nutz, mein Kind,“ sagte der Papa, „siehst du, so herum muß man drehen,“ und zeigt ihm Alles, so und so und — reisch! ging der Hinterlader los bei der Mitrailleuse und beim Lulu. Der glückliche Vater hatte Thränen in den Augen. Die Preußen schienen aber gleich von Anfang an vor diesen Kugelsprützen nicht den gebührenden Respekt zu haben, und ein Hauptmann der 10. Kompagnie benützte diese Gelegenheit, um auf diesem bis jetzt ungewöhnlichen Wege seinem Könige eine Huldbigung darzubringen. Herr Hauptmann von Blomberg ließ einer Mitrailleuse gegenüber seine Kompagnien ganz frei aufmarschiren, die Helme schwenkend und ein dreimaliges donnerndes Hoch auf den König ausbringen. Die Franzosen ergelten zur Erhöhung der Feierlichkeit ihre Kugelsprützen ab ohne auch nur einen einzigen Mann zu treffen. Der König hat gewiß schon viele Hochs erhalten beim Knalle der französischen Champagnerprützen, dieses Hoch beim Knalle der französischen Kugelsprützen hat ihm aber gewiß unter allen Hochs die meiste Freude gemacht.

Die drei Kompagnien Preußen hielten gegen die fünfzigfache Uebermacht zwei Stunden lange das Feld, als ob sie wirklich drei Divisionen gewesen wären, dann räumten sie Saarbrücken und zogen sich geordnet zurück. Die Franzosen, in der Vorahnung, daß es für sie keine deutsche Stadt mehr zu bombardiren geben werde, und in Ermanglung einer Festung, schossen das offene Saarbrücken in Brand. Paris hatte seinen ersten Sieg und geberdete sich wie verückt, ein Gemüths-Zustand, der ihnen jetzt chronisch geworden ist. Napoleon schrieb seiner Frau Eugenie: „Unser Lulu hat die Feuerkugel erhalten. Der liebe Engel war bewundernswürdig kaltblütig und ruhig. Er hat die Kugeln aufgefressen, die vor ihm niederfielen. Die Soldaten haben geweint, als sie den tapferen Jungen sahen!“ — Es ist doch schön, wenn Eltern solche Freude an ihren Kindern erleben. Ein netter Junge, dieser Lulu. Und diese vor dem Feuerkugeln niederfallenden Kugeln und diese heulenden Soldaten! Das Heulen haben sie zum Andenken an diese erhabene Stunde beibehalten. Lulu aber, bei Saarbrücken getauft, wird sich wahrscheinlich irgendwo in England konfirmiren lassen müssen. —

Napoleon hätte gerne 8 oder 14 Tage auf seinen Vorbeeren ausgeruht, und die Pariser mit seinen prahlerischen Siegesbulletins gefüttert, allein die Deutschen konnten ihm diese Nase nicht gönnen, er hätte am Ende sonst gar die erklaunte Welt mit einem neuen Geschichtswerke überrascht: Kaiser II. auf den Schlachtfeldern von Saarbrücken: „Hast du uns im Norden aus unserm rechten Flügel einige Federbüsch aufgedonnert, so wollen wir einmal sehen, von welcher Beschaffenheit dein rechter Flügel im Süden ist, und ob wir ihm einige Schwungfedern ausziehen und dich

Flügelahm machen können.“ — Dieser rechte Flügel, den wir jetzt rupfen wollen, bestand aus der Armee des Marschalls Mac Mahon, jenes berühmtesten der französischen Generale, von dem sie in Afrika und in der Krim zu erzählen wissen, und der den Kaiser Napoleon in der Schlacht bei Magenta den Oesterreichern, die ihn schon verpfaffen wollten, aus den Zähnen riß, und dafür zum Herzog von Magenta gemacht wurde. Die Avantgarde dieses Armeekorps bildete die Division des Generals Abel Douay, und hatte dieser sich in der ehemaligen Festung Weisenburg im Elsaß fest gesetzt. Weisenburg war ehemals eine freie Reichsstadt des deutschen Elsaßes, bis der Räuber Ludwig XIV. es uns entriß, und die Franzosen haben auch richtig die gute deutsche Stadt in Wissembourg verewicht. Am 4. August früh Morgens rückte aber die Vorhut der deutschen Sübdarmee, die bairische Division Graf Bothmer, vor das durch Verschanzungen besetzte Wissembourg, um ihm eine Lektion im Deutschen zu geben und ins Gedächtniß zurückzurufen, daß es auf gut deutsch Weisenburg heißen und von nun an stets so heißen werde. Die Bayern

schickten den Franzosen zum Frühstück ein paar Duzend bairische Knödel über die Stadtmauern; diese aber fanden sie nicht nach ihrem Geschmacke, weil sie die unangenehme Eigenschaft haben, sich mit Verachtung der gewöhnlichen Kommunikationsmittel, ihren eigenen Weg in den Magen zu suchen und dort zu plagen. Nachdem die Thore geprengt waren stürzten die Bayern, und — grob wie sie sind — schlugen sie mit Kolben und flachen mit Bayonetten drein. In Friedenszeiten nennen sie dieses „Rausen“, nur sind es dann keine Kolben und Bayonette, sondern Stuhlbeine und Knicker, und im Frieden kommen sie dafür keine eisernen Kreuze, sondern sie kommen dafür hinter Schloß und Riegel, und zwar von Rechtswegen, was die ehrlichen Bayern nicht recht begreifen wollen. Aber trotz der groben Bayern, die Franzosen wehrten sich weder

in den Straßen Weisenburgs, und erst als die Preußen von der anderen Seite einbrangen und den Franzosen von hinten unangenehm wurden, da streckten sie das Gewehr. — Das war aber erst das Frühstück; das Mittagessen hatten die Franzosen auf dem Gaisberg servirt, um die Deutschen zum Schmause einzuladen. Die braven Preußen nahmen die Einladung an, und die berühmten Königsgranadiere Nr. 7 — für die Franken eine böse Sieben — und die Polen Nr. 58 stürzten mit „Hurrah!“ die steilen Höhen. Die Franzosen in ihre Schutzgräben eingegraben, oder auf dem Bauche liegend, für die stürmenden Soldaten fast unsichtbar, segten mit Chassepots und Mitrailleusen den Abhang herunter; 10 Offiziere stürzten todt, 12 verwundet, zu Boden, auch der heldenmüthige General des Armeekorps, v. Kirchbach, wurde durch einen Schuß am Kopfe verwundet, aber der Preuze sagt: „Zurück? Ja nicht!“ und oben sind sie und die Franzosen in voller Flucht. „Nix als Buckel, nix als Buckel.“ — Der preußische Kronprinz erschien schon während des wogenden Kampfes auf dem Schlachtfelde und wurde mit Begeisterung begrüßt



v. Keon. Bogel v. Hattenstein. v. Kirckbach. v. Höben. v. Heber. v. Wittensfeld.







Franzosen drein, eine lustige Treibjagd. Ein Turkosregiment hatte eine schnelle Reise gemacht. Es kam direkt und noch ganz warm aus Afrika; um 12 Uhr stieg es bei Würth aus dem Eisenbahnwagen, um 1 Uhr kam es ins Feuer, um 2 Uhr war es gefangen, und Abends sah es schon wieder in einem Eisenbahnzuge, diesmal aber um eine Vergnügungsdreise nach Deutschland zu machen. Die braunen Schlingel waren ganz perplex über diese prompte Bestimmung. Es war auch ein Turkos aus Bellingen im Württembergischen dabei, der Himmel weiß, wie der nach Afrika gerathen ist. Ein deutscher Professor, der sein Arabisch an dem Sohne der Wüste probiren wollte, erhielt zu seinem Erstaunen die Antwort: „Lieb's Herrle, i bin froh, daß i aus der Saverei raus bin.“ Der Herr Professor beabsichtigt jetzt ein Werk herauszugeben über die Stammverwandtschaft des Arabischen mit dem Schwäbischen.

Die Franzosen liefen den Vogesen zu und waren so im Rennen, daß sie ganz vergaßen unterwegs die Pässe zu besetzen und zu verteidigen, und erst im Lager von Chalons gelang es Mac Mahon die Flüchtlinge aufzufangen und zu sammeln. Nur ein paar hundert Mann, meist Turkos und Zuaven, liefen von Würth nach Straßburg, weil sie sich noch zur rechten Zeit erinnerten, daß Afrika gegen Süden liegt. Die Straßburger hatten eine große Freude und versteckten ihre silbernen Rössel.

Jetzt stand den Deutschen das südliche Elßas offen und der Weg nach Lothringen, und nach beiden Seiten begann der Boimarsch. Die Hauptmasse der 3. Armee ging westwärts in die Vogesen, und die Badischen, die endlich auch einmal mitmachen wollten, südwärts gegen Straßburg. Und sie machten mit. Am 7. August wurde durch die badischen Dragoner unter General Larocq die alte, ehemals deutsche Reichsstadt Hagenau durch einen lustigen Handstreich genommen, und betnahe hätten sie auch Straßburg überrumpelt, da verdrab ihnen der Festungskommandant Ulrich die Freude, und der Grobian schlug ihnen das Thor vor der Nase zu. Einem solchen unhöflichen Brummbar gegenüber blieb nichts übrig, als vor der Hand draußen zu bleiben, Straßburg zu cerniren, zu bombardiren und regelmäßig zu belagern. Bei ihrer Flucht durch die Vogesen hatten die Franzosen ganz übersehen, daß Lützelstein auch eine Festung sei und wurde dieses ohne Schwerstreich von den Deutschen besetzt. In der Vogesenfestung Lützelstein waren die Württembergische einige Bomben hinein, da dachte der Kommandant: „Wozu diese Umstände?“ und übergab die Festung. Die Bergfesten Pfalzburg und Ritsch wollen der militärischen Ehre wegen die Sache etwas umständlicher machen und werden einstweilen cernirt.

Aber so schnell die Franzosen liefen, so schnell marschirten die Deutschen, und am 12. August standen sie schon vor Ranzig, der Hauptstadt Lothringens. Ja, die Deutschen waren so hochmüthig, diese Stadt von 40,000 Einwohnern

durch 4 Manen einnehmen zu lassen, einen auf je 10,000 Einwohner. Es waren aber auch gerade genug, denn der weißgekleidete Gemeinderath im schwarzen Frack übergab den Manen auf dem Marktplatz die Schlüssel der Stadt auf einem rothsammeten Kissen. Wäre eigentlich überflüssig gewesen, denn wenn man bereits im Hause ist, braucht man seinen Hausschlüssel mehr.

Aber wo ist denn der — Napoleon mit seiner Hauptarmee?  
Da müssen wir noch einmal nach dem herrlichen 6. August zurückkehren und zwar nach

**Saarbrücken und Forbach.**

Dieser 6. August ist ein großer Ehrentag in der deutschen Geschichte. Zwei gewaltige Schlachten und zwei gewaltige Siege an einem Tage. Nach dem Spektakelstück vom 2. August, welches Napoleon der Feuertaupe seines Vulu zu Ehren bei Saarbrücken hatte aufführen lassen, belustigte General Frossard seine Soldaten, wie schon ge-

sagt, damit, daß er die wehrlose Stadt bombardiren ließ. Es war so ein kleiner französischer Zeitvertreib während des Zwischenactes. Aber der letzte Akt des Drama's Saarbrücken sollte nicht so lustig ausfallen, und sollte noch ein Nachspiel „Forbach“ erhalten, welches unter „fortlaufen de m“ Beifalle der Franzosen von den deutschen Künstlern aufgeführt wurde. Den alten Steinmetz hatte die kleine Saarbrücker Schluppe gewaltig gewunnt, er mußte es ihnen wieder heimzahlen, und er hat es ihnen heimgezahlt mit Zinseszins in lauter grober deutscher Münze. General Frossard hatte auf dem Epichere Berge wieder eine der bekannten „unheimlichen“ Stellungen genommen; aber für die Deutschen gibt es keine Unmöglichkeit mehr; ob Gaisberg, ob Epichere Berg, sie stürmen ihn und siegen. Frossard wurde bei Saarbrücken und Forbach geschlagen, wie Mac Mahon an demselben Tage bei Würth geschlagen worden war, und seine Soldaten liefen gerade



Frossard. Mac Mahon. Frossard. Mac Mahon. Frossard. Mac Mahon. Frossard. Mac Mahon.

so wie die Mac Mahoner, man war wirklich in Zweifel, welche es am Besten kämen, — nur liefen dem Frossard seine Metz zu. Der panische Schrecken war so groß, daß eine ganze Division, die eben ein wenig ausschnaunten, und sich eine französische Suppe kochen wollte, vor zwei Schwadronen Manen davon lief, und Suppe und Kochlöffel und Alles im Stich ließ. Den Manen hat's einmal gelchmeckt! Ein Mittagessen von einer ganzen Division französischer Köche hat man nicht alle Tage. — Sauve qui peut! ist das Feldgeschrei der ruhmgeliebten französischen Armee, „Hurrah! für König und Vaterland!“ das der Deutschen, und „Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“ ihr Schlachtesang. Viele tausend Gefangene wurden gemacht, viele Kanonen erobert, ein ganzer Brückentrain erbeutet, für eine Million Tabak, Mehl, Brod, Champagner die schöne Menge und 10,000 wollene Decken, um Alles hineinzuwickeln. Aber auch auf deutscher Seite war das Sieg blutig erkauft, und auch der madere pucgisch



General Francois ist gefallen. — Am 12. August, an dem gleichen Tage, da die Südbarmee in Nanzig einmarschirte, erschienen die ersten Preußen vor Metz. — Das geht die Schlachten und Manöver wie auf einem Schachbrette und die Uhr in der Hand.

Jetzt aber wollen wir unsere tapferen Soldaten vor Metz und Straßburg und in Nanzig ein wenig ausschauen lassen, sie haben etwas Ruhe und einen Schluck aus der Feldflasche verdient, und wollen einen Rückblick werfen auf die seitherigen Ereignisse und ihre Folgen.

Größer als die greifbaren Vortheile der errungenen Siege war die moralische Wirkung derselben. Dem prunkenden Vilbe la Franco war der angemaßte Glorienschein heruntergerissen und in den Roth getreten, der Mantel von ihnen üppigeren Schultern gezerzt, und die Schminke von dem frechen Anlitze heruntergekratzet worden, und das entsetzte Europa sah von abscheuliches Herrbild von Hohlheit und Zerkessenheit, von Windbeutel und Lüge, von Lüderlichkeit und Grausamkeit. Frankreich hatte nicht nur seinen Ruhm, es hatte auch seine Ehre verloren. Die Frechheit, mit der eine solche wurmstichige Nation dem fernabenden deutschen

Lager zu machen“, und wenn auch eine Herzogin darunter war, es werden — doch nicht nur lauter Betschwefel gewesen sein. Sie liefen davon wie die Andern, und ließen ihre Minolinen, Chignonns, Culs de Paris, ihre Tugend und andern Pariser Kram im Stiche. Die preußischen Husaren haben tausend Spaß getrieben mit dieser pariser Feldausrüstung, nur mit der Tugend wußten sie nichts anzufangen.



Vorbacher Familien auf der Flucht.

Bei Forch und Saargemünd wurden ganze Wagen voll Damengarderobe erbeutet, die Herren Offiziere hatten die halbe Demimonde von Paris mitgeschleppt, um sie gegen den Feind zu führen, und außer dieser leichten Kavallerie hatten sie, um sich den Spaziergang nach Berlin möglichst angenehm zu machen, eine ganze Menge gepolsterter Armstühle, Feldbetten, Feldstühle, Schlafmützen, Puderbüchsen, Spiegel, Gänseleberpasteten und ganze Wagen voll Bischofsbrot mitgeführt. Die ebrlichen deutschen Soldaten wußten gar nicht, was sie mit dem Zeug anfangen sollten, ausgenommen die Gewaaren, die ließen sie sich schmecken, und einer hat sogar die Pomade auf's Brod gestrichen und sie aus der Purbüchse bestreut, und hat nachher gesagt, die Franzosen hätten doch einen sonderbaren Geschmack, und ein Stück Butterbrot sei ihm lieber. — Und mit solchen sittlich verkommenen und entnervten Menschen will man deutsche Soldaten besiegen?

Die Pariser jubelten in diesem Kriege gegen, wie sie in der Canan-Lärerin in Nabilie jubelten, und als ihn endlich tten, diesen Kriege, da fehlte an Nichts, als Allem. Auf dem Papiere Alles; dem Papiere Million Soldaten, drei Millionen Gewehre, gut proviantirte Festungen; aber das Papier ist gedulbig — wie wollte er der Hintende seinen Kalender schreiben — die Hauptleute war in die Taschen des kaiserlichen Gefindels, und Herren Generale gestoffen. Und lächerlich Alles von ein bis Unten, und die Vesten unter ihnen taugten nichts. Mac Mahon, den die Franzosen zu einem modernen Helden herausputzen wollten, hatte bei Wörth eine ganze Kasse weiblicher Bilder bei sich, „um die Honneurs im

cuir, Chocolade, Zucker und Bonbons mitgeführt. Die ebrlichen deutschen Soldaten wußten gar nicht, was sie mit dem Zeug anfangen sollten, ausgenommen die Gewaaren, die ließen sie sich schmecken, und einer hat sogar die Pomade auf's Brod gestrichen und sie aus der Purbüchse bestreut, und hat nachher gesagt, die Franzosen hätten doch einen sonderbaren Geschmack, und ein Stück Butterbrot sei ihm lieber. — Und mit solchen sittlich verkommenen und entnervten Menschen will man deutsche Soldaten besiegen?



Angriff der Baiern auf Weissenburg.

Bei Weissenburg und Wörth lernten wir zum erstenmale die Eliten der französischen Truppen, die gefürchtete afrikanische Armee kennen. Und mit Recht gefürchtet, diese Turcos, Bersaglieren, Zuanen, wie man die wilden Thiere fürchtet, die einer Menagerie entsprungen sind, und die man, wenn man sie bekämpfen muß, mit Eisen bekämpft, und schließlich mit Prügeln todt schlägt und auf den Schindanger wirft. Der Hinkende hat dem Krieger in seiner Standrede Näheres über dieses Gesindel erzählt, und es soll hier nur noch Eines angeführt werden.

Ein vernünftiger Mensch wird es dem Tiger nicht verargen, wenn dieser ein Liebhaber von Menschenfleisch ist,

ten, einen ad  
sch gerade  
m (Schwaben  
e die Schind  
Wäre diese  
zeit im Qua  
mit seiner  
dem Herrsch  
bach.  
entrag in der  
schien und  
dem Späh  
Festung  
aufblühen  
aten, wie  
it, daß er  
Bombard  
o ein Feuer  
eitvertrö  
benacht  
des Damm  
alle nicht  
und soll  
Festung  
Wörth  
Wörth  
den best  
berunter  
ein absche  
von Wind  
gekommen  
weder  
at es ihm  
Biosphäre  
wird nur  
Berg  
anten  
Lunge  
und damit  
berberben  
die Pariser  
in diesem  
gegen, wie  
ner Canan  
rin in Nabil  
jubelten, u  
ihn endlic  
tten, diese  
Kriege, da  
an Nichts,  
Allem. Au  
dem Papi  
f dem Papi  
e Million  
en, drei Mi  
en Gewehr  
gut provi  
Festungen  
; aber das  
Papiere  
er der Hin  
seinen Ka  
schreiben  
— die Hau  
leute war  
in die Tas  
des kaiser  
lichen Ge  
findels, u  
Herren Ge  
nerale ge  
stoffs.  
Und läch  
erlich All  
es von ei  
bis Unten  
und die V  
esten un  
ter ihnen  
taugten n  
ichts.  
Mac Mah  
on, den d  
ie Franz  
osen zu  
einem m  
odernen  
Helden  
herauspu  
tzen woll  
ten, hatte  
bei Wör  
th eine g  
anze  
Kasse we  
iblicher  
Bilder bei  
sich, „um  
die Honne  
urs im



vorausgelegt, daß man nicht selbst von ihm gefressen wird, es ist so des Tigers Naturell, und wenn die Hyäne Leichname ausscharrt und — wie jener Menageriebesitzer er-  
Märte — bei lebendigem Leibe verpreist, so ist halt die Hyäne von der Natur mit diesen Liebhabereien begabt, sic kann nichts dafür.

Wer aber diese Turkos, diese menschlichen Tiger und Hyänen, diese Bestien der Wüste, gegen unsere braven Soldaten hegt, der ist ein Unmensch, ein Glender, ein Christloser. Und dieses Gefindel war von der Nation, welche an der Spitze der Civilisation marschirt, ganz besonders dazu ausersehen, über unser schönes Baden herzufallen um da zu rauben, zu morden und zu brandschäpen. Zurück mit diesen wilden Thieren in ihre Wüste und in ihre Käfige; den Menageriebesitzern aber gehört für diese Schandthat die Peitschel — Doch genug von diesen Strolchen, wir müssen nun all unser Französisch zusammennehmen, damit wir nicht als Deutsche erkannt und als Spione erschossen werden und uns nach Paris hinein wagen, um zu sehen was die Siegenachrichten dort für eine Wirkung gemacht haben.

Die Franzosen haben eine ungemeine Fertigkeit, alle ihre Verluste zu Siegen zuzufügen und so kamen denn auch die Schlage von Wörth und Forbach als glänzende Siege nach Paris. Mac Mahon hatte eine große Schlacht er-

wonnen, Landarobert, 50 Kanonen genommen und 25,000 Gefangene gemacht. Darunter natürlich auch der Kronprinz von Preußen; den König von Preußen hätte er auch haben können, den hat er sich aber für die nächste Schlacht aufgespart. Ganz Paris war wie toll vor Freude: das Volk brüllte die Marcellaise, alle Häuser wurden besflaggt, alle Köpfe illuminiert, und die Kaiserin tanzte vor den Tuilerien einen Sieges-Cancan. Die hinfenden Boten kamen freilich bald nach, und schürzten den Parisern kaltes Wasser über die Hitzköpfe. Die Kaiserin, die, so lange ihr Mann im Felde liegt, die Pariser hüten muß, ließ so etwas von einer kleinen Schlaube fallen, tröstete aber die Patrioten damit, daß sie sich als „Jungfrau von Orleans“ an ihre Spitze stellen, und die Fahne Frankreichs verteidigen werde, und ihre Freundin, die Königinabella sagte, sie wolle auch als Jungfrau mitmachen. Zur vollständigen Beruhigung der Pariser wurde die Stadt in Belagerungszustand erklärt. Die Kammer ließ sich aber nicht so leicht beruhigen, sie wußte was die „kleine Schlaube“ zu bedeuten habe, und mußte dafür einen Sündenbock haben, und der Sündenbock war der Kaiser. Die Linke verlangte nichts weniger, als der Kaiser solle bei seiner absoluten Unfähigkeit zu kommandiren und zu regieren, Kommando und Regierung niederlegen. Und solches that dasselbe Volk, das seinen Kaiser erst noch mit 7 Millionen feierlich besätigt und ihm beim Kriegesausbruche zugejubelt hatte. Der

Kaiser hatte es aber bereits gemacht wie der Kuchhirt von Ulm, er hatte bereits das Armeekommando niedergelegt und es dem General Bazaine übergeben, und die Minister erklärten der Kammer, neben und über Bazaine habe jetzt Niemand etwas in der Armeee zu befehlen. Das waren freilich nimmer die alten kaiserlichen Minister, die Herren Ollivier, Grammont und Consorten, die hatte der Wind von Wörth und Forbach weggeweht wie dürres Laub, sondern es waren Graf Palisao und Kompagnie. Palisao aber ist chinesisch und mag auf deutsch so etwas heißen wie Rinaldini oder Hannickel. Er hat sich nämlich als Befehlshaber in China, bei Plünderung des kaiserlichen Palastes in Peking durch seine langen Finger ausgezeichnet, und durch die Reichthümer, die daran hängen geblieben sind, weshalb Napoleon ihn zum Grafen Palisao machte. Der Herr Graf war auch hier ganz an seinem Platze, denn außer der in China erlangten Fingerfertigkeit konnte er auch lügen, und er verstand es vortrefflich die Depeschen vom Kriegsschauplatz zu unterschlagen oder zum zweiten Male zu fälschen, denn einfach gefälscht kamen sie schon an, um sie der Kammer je nach Geschmack und Bedürfnis in verschiedenen Zubereitungen vorzusetzen. Die Kammer schrie zwar viel und tobte viel, ließ sich aber jeden Tag aufs Neue belügen, oder belog sich selber. Es war ein paar Tage ein Durcheinander, man wußte nicht, wer Koch oder Keller sei, die Kaiserin wenigstens wußte nicht die Köchin, und auch der Kaiser hatte ausgehohlet, von dem sprach man nur als von einem abgehenden Manne, oder man sprach eigentlich gar nicht mehr von ihm. Die Kammer behält jetzt ernstlich die würdigen Deutschen gründlich vernüchten, und tief beßhalb alle unverheiratheten Bürger vom 20 bis 35 Lebensjahre in den Waffen. Zur Unterstützung der Familien der Vaterlandsvorliebiger wurden 30 Millionen bewilligt, und das Kriegsbudget wurde von 500 Millionen auf 1000 Millionen erhöht. Sie wästen sich Millionen um sich, wie mit Rechenpsenitzger, und doch hatten sie noch einen Hauptposten vergessen, die 3000 Millionen, die sie als Kriegsschuldigung werden bezahlen müssen. Die Pariser Mobilgarde mußte alsbald ins Lager von Chalons abmarschiren, um dort den Feind vernichten zu helfen. wahrens aber noch nicht gewohnt, bekamen das Heimath und machten in Chalons solchen Standal, daß man sie wieder nach Hause schicken mußte zu Wuttern.



Württembergische Kavallerie bei Erstürmung des Gaisberges.

Das Ministerium wollte inzwischen auch beweisen, daß es das Ministerium einer großen Nation sei, und schaute sich zu einer That empor, die in der Geschichte Frankreichs glänzen wird, als ein unvergleichlicher Schmutz- und Schandstreck. Weil nämlich die Franzosen die unsterblichen Deutschen im Felde nicht zu besiegen vermochten, so rächten sie sich an den friedlichen Deutschen, die im Hunderttausenden in Frankreich wohnten und durch ihre

nicht, wer Koch oder Keller sei, die Kaiserin wenigstens wußte nicht die Köchin, und auch der Kaiser hatte ausgehohlet, von dem sprach man nur als von einem abgehenden Manne, oder man sprach eigentlich gar nicht mehr von ihm. Die Kammer behält jetzt ernstlich die würdigen Deutschen gründlich vernüchten, und tief beßhalb alle unverheiratheten Bürger vom 20 bis 35 Lebensjahre in den Waffen. Zur Unterstützung der Familien der Vaterlandsvorliebiger wurden 30 Millionen bewilligt, und das Kriegsbudget wurde von 500 Millionen auf 1000 Millionen erhöht. Sie wästen sich Millionen um sich, wie mit Rechenpsenitzger, und doch hatten sie noch einen Hauptposten vergessen, die 3000 Millionen, die sie als Kriegsschuldigung werden bezahlen müssen. Die Pariser Mobilgarde mußte alsbald ins Lager von Chalons abmarschiren, um dort den Feind vernichten zu helfen. wahrens aber noch nicht gewohnt, bekamen das Heimath und machten in Chalons solchen Standal, daß man sie wieder nach Hause schicken mußte zu Wuttern.



Fleisch, ihre Gewerbstätigkeit und ihren stilkichen Gehalt noch einen gefunden Kern bildeten in dieser faulen und vom Wurm angefressenen Ruz. Alle Deutschen wurden aus Frankreich vertrieben. Und wie vertrieben! Das edle französische Volk fiel über sie her, befaß sie erst um ihre Habe, und trieb sie dann wie eine Herde Verbrecher über die Grenze. Männer, Weiber, Kinder! Viele haben kaum das nackte Leben gerettet, und müssen nun in Deutschland betteln gehen. Aber nur Geduld, unsere Rechnung mit Euch Herren Franken ist noch lange nicht geschlossen, und diese Schandthat wird ein hüßliches Pöstchen darauf bilden. In der ersten Entrüstung meinten manche, sonst sehr liebevolle Seelen, wir sollten Gleiches mit Gleichem vergelten. Nichts nutz. Wir werden nie eine Schurkerei mit einer andern wett machen, und die Franzosen, die als friedliche Gäste bei uns wohnen, mögen unangefochten bleiben und — sich schämen, daß sie Franzosen sind.

Die Siege bei Wörth und Forbach haben auch unsere deutschen Brüder in der Nord- und Däsee von einer Invasion der sauberen Gäste befreit.

Napoleon hatte es zwar auch dort gut mit uns gemeint, und wollte uns mit seiner Flotte 50,000 seiner Gutebel auf den Hals schicken, und Vogel von Falkenstein flog schon — ein wackerer Vogel — die Küsten auf und ab, um ihnen seine Fänge zu kosten zu geben. Es kam aber nicht dazu, es wurde der Flotte in der Däsee bald zu nah, und die Flotten Matrosen und Seesoldaten sitzen jetzt in Paris im Trockenen.

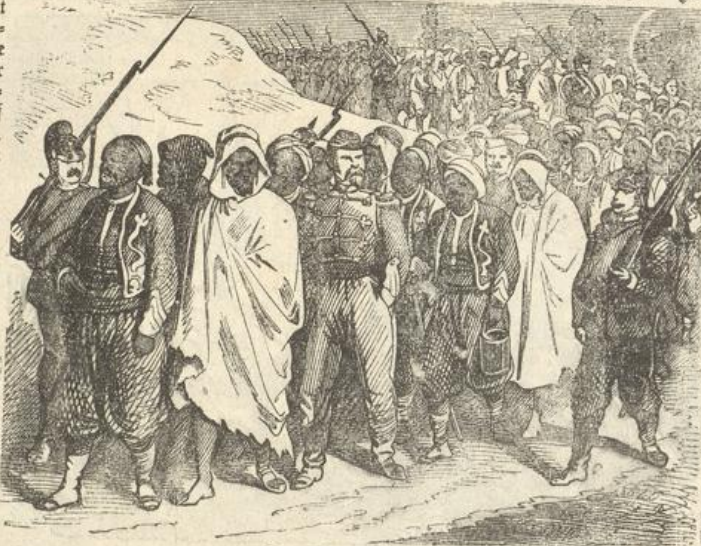
Doch unsere Braven in Vosthringen pressiren nach Paris, sie sind

fast nimmer aufzuhalten, und wir haben uns zu tunnein, wenn wir ihnen nachkommen wollen. Am 12. August stand also die 1. Armee bei Metz, die 3. bei Raunzig, und die 2. Armee, die später in's Feld gerückt war, stand noch einen oder zwei Tagmärsche zurück, und hielt die Mitte zwischen beiden. Bazaine, der den Napoleon als kaiserliches Gepäc mit sich führte, und der alte Changanier, der sich als Freiwilliger bei der Armee eingefunden hatte, trauten dem Weiter nicht, und anstatt bei Metz eine Schlacht anzunehmen, meinten sie, es sei geschickter, in Metz eine Besatzung zu lassen, und sich nach Chalons zurückzuziehen, um sich mit der dortigen Armee zu vereinigen. Sie hatten bereits Respekt bekommen vor den deutschen Waffen, und meinten, doppelt genäht hält besser. Es wäre auch das Richtige gewesen, und die Beiden persiehen etwas vom Kriege, und das Rückwärtskonzentrieren hatte der Bazaine in Mexiko gelernt. Aber so geschickte wie der Bazaine und der Changanier, und sogar wenn man noch den Napoleon dazu nimmt, sind der König Wilhelm und der Morke auch, und wenn die Franzosen für's Besieingen waren, so waren die Deutschen

für's Abschneiden und die „Rheinarmee“ mußte um jeden Preis diesem Kaiserschnitte unterworfen werden. Zunächst die Franzosen Zeit zu gewinnen, d. h. für nur 24 Stunden Zeit zu verlieren, um ihren Rückzug auch mit seiner 2. Armee auf dem Plage wäre, um den Feind in der Flanke oder im Rücken zu fassen. Napoleon, der für seine Person noch keine Lust hatte, sich fassen zu lassen, hatte sich bereits bei den Metern feierlich verabschiedet, und war nach Verdun geflohen, um dort die feindliche Invasion zu bekämpfen, ein Kunststück, auf das die Metter sehr begierig waren, da in Verdun noch gar nichts zu bekämpfen war. „Gottlob, daß wir den Allen los sind,“ sagte Bazaine. Als aber am 14. August die Vorposten der Prinz Karlschen Armee bereits zwischen Pont-à-Mousson und Verdun sich blicken ließen, da dachte Bazaine, jetzt ist es die höchste Zeit, und ließ zum Rückzuge blasen. Aber es war zu spät, der grimme Steinmetz litt es nicht, und seine Preußen warfen die Franzosen nach Metz zurück, daß sie mit den Köpfen an die Festungsmauern rannten. „Hier wird nichts zurückgezogen! Halt, da geliebten, wir

haben noch ein weiteres Wort mit einander zu sprechen.“ Das war die Schlacht von Courcelles,

am 14. August, die Vorfeier des Napoleonstages; die Deutschen hatten gesiegt, die Absicht war erreicht, die Franzosen waren bei Metz festgenommen, und Prinz Karl hatte Zeit gewonnen, seine Armee in Eilmärschen beizuziehen, um ebenfalls mitzumachen. Der Napoleonstag selbst, der 15. August, war ein großes Leichenbegängniß, man begrüßte beiderseits die ta-



Französische Gefangene.

piern Gefallenen, denn auch die Franzosen hatten sich wacker geschlagen, und man begrüßte auch an diesem Tage die Dynastie Napoleon. Die letzte Napoleonsfeier, und wie es sich gebührte, mit Blut gefeiert, durch Blut geboren und im Blut erlöst. Die Todten waren begraben, die Verwundeten verbunden und die Lebenden hatten sich erholt von der Blutarbeit, es konnte wieder „geschlachtet“ werden, und es wurde „geschlachtet“ die

**Schlacht von Wionville (Marslatour), am 16. August.**

Das war eine gräßliche Nachfeier des Napoleonstages. Früh 9 Uhr, zunächst bei Triancourt, warf sich die brandenburgische Division, die bereits bei Saarbrücken-Forbach wacker mitgekämpft hatte, gegen den übermächtigen Feind. Sechs Stunden lang kämpften diese Braven mit heldenmüthiger Tapferkeit gegen 4 französische Armeekorps und die Garde, die — diesmal gut geführt — sich gleichfalls wacker schlugen, bis Friedrich Karl mit seiner Armee zur Unterstützung herbei eilte und die Franzosen bis hinter Marslatour zurückwarf. Die Trophäen dieses 12-stündigen, blutig-heißen Kampfes waren 2000 Gefangene, 2 Adler



und 7 Kanonen. — Aber Bazaine hatte noch nicht genug. Zwei Wege nach Paris waren ihm bereits verlegt, aber noch gab es für ihn einen dritten, durch die Ardennen. Auch der Weg mußte ihm verlegt werden, und diese Verlegenheit besorgte der greise Heldenkönig selbst. Er war bereits fast eifersüchtig geworden auf die Siege seines Sohnes und seines Neffen, und wollte einmal sehen, ob er's auch noch könne. Er kann's noch, und hat es bewiesen in der **Schlacht von Gravelotte (Mezonville), am 18. August.**

Die Franzosen hatten abermals eine „uneinnehmbare“ Stellung, hinter Schanzen und in Schützengraben, und im Rücken erst noch die Festsung für alle Fälle. Aber es half sie nichts, die Deutschen haben nun einmal ihre „einnehmenden“ Manieren, und wenn es auch ein hartes Stück Arbeit war, sie drängten den Feind zurück von Stellung zu Stellung, und warfen ihn zum Drittenmale nach Metz hinein. Die Meßer sollen keine große Freude gehabt haben, als ihre Gäste zum Drittenmale kamen und zwar diesmal, um sich auf längere und unbestimmte Zeit einzuquartieren.

Das waren drei blutige Tage diesen 14., 16. und 18. August. Die ganze Gegend von Mars-la-tour bis Metz in einer Ausdehnung von 5—6 Stunden ein großes Leichenfeld. Der Gesamtverlust der Franzosen mag wohl an die 50,000 Mann betragen. Aber auch des deutschen Blutes ist viel, sehr viel geflossen, doch nicht umsonst geflossen, denn diese Schlachten sind entscheidend für den ganzen Krieg. Der Anfang vom Ende. Die Franzosen haben keine „Rheinarmee“ mehr, sie haben

überhaupt keine Armee mehr, die nach solchen Schlägen uns Stand halten könnte; der Weg nach Paris steht und offen. Bazaine wie eine Maus, oder meinetwegen, weil er ein so großer General ist, wie eine Ratte in der Falle, und vor der Mausalle die deutsche Kage, zum Sprunge bereit, ihm den Garaus zu machen, und Napoleon in einem „Luftschlosse“ bei Rheims, Trübsal blasend und Verrath schreiend. „Den Bösen ist man los, die Bösen sind geküßten.“ — und daran muß Frankreich zu Grunde geben.

Und nun, während Prinz Friedrich Karl mit der 3. Armee nach Paris marschirt, will der Hinfende von den vielen Schlachten auch ein wenig ausruhen und einige Betrachtungen über die französische Kriegführung einschalten. Ueber die Turko hat der geneigte Leser schon mehr als genug gehört, und nur eines soll noch erzählt werden. Diese afrikanischen Wiedermänner sind in der That Liebhäber von silbernen Küssen. In Düsseldorf, wo ein paar Dutzend dieser gefangenen Strohm abgefüttert wurden, haben sie richtig die Köffel eingestekt, in der Meinung, in Deutschland würde man sie nur auf Silber freisen. Sie waren aber nur von Blech, und so dumm sind diese schwarzen Blechbüchse, daß sie Silber von Blech nicht unterscheiden

können. Das muß man sagen, so etwas wäre dem Grafen Palikao nicht passirt, der kann's unterscheiden. Freilich, wenn es in der französischen Armee Offiziere gibt, die nicht einmal ihre Namen schreiben können, wie man bei den Gefangenen in Königsberg gesehen hat, da braucht man sich nicht zu wundern, wenn bei einem Theil der Mannschaft etwas konfuse Begriffe über das Mein und Dein herrschen.

Den Franzosen scheint überhaupt bei ihren Kriegen in Mexiko, China, Algier, Rom und andern unjivillsteten Ländern der Begriff von Völkerverrecht und Ehre abhanden gekommen zu sein, denn Schandthaten sind geschehen, vor denen selbst ein Melac erdröhen würde.

Die Genfer Konvention, bestimmt die Greuel des Krieges zu mildern, und das Sanitätswesen, d. h. alles, was zur Pflege und Rettung der Verwundeten und Kranken gehört als neutral zu erklären, war bei der französischen Armee kaum bekannt; die Regierung hatte es nicht für notwendig gehalten, ihre Generale davon in Kenntniß zu setzen. So kam es, daß die Franzosen lustig auf die Verband-

plätze knallten, ja viele meinten, diese Männer mit der weißen Binde und dem rothen Kreuze seien extra zu ihrer Belustigung als Scheiben aufgestellt, und mancher Arzt und mancher Krankenträger hat dieser schurkischen Niederträchtigkeit zum Opfer, und mancher arme Verwundete wurde auf dem Verbandplatz noch vollends tot geschossen.

Die Franzosen scheinen überhaupt darauf passionirt, auf Alles zu schießen, was weiß ist, so z. B. auch auf die weiße Parolamentärsflagge, auf

diese, welche von den rohesten Völkern heilig gehalten wird. Sie haben in Toul, in Verdun, in Straßburg auf die Parolamentäre geschossen, und mehrere verwundet, und sich damit einen Schandfleck angeheftet, den die ganze Seine nicht abzuwaschen vermag. Mit dieser verkommenen Nation kann man nicht mehr durch Parolamentäre, man kann nur noch durch Kanonen mit ihr sprechen, und diese Sprache haben sie bis jetzt ziemlich verstehen lernen.

Und dann nicht nur die Soldaten, das französische Volk selbst, die Bürger und Bauern. Respekt vor jedem Bürger — Franzose oder nicht — der, um sein Vaterland zu schützen und zu retten, die Waffen ergreift und dem Feinde entgegentritt, sei er nun Bauer, Arbeiter, Student oder was sonst, aber wohlgemerkt, in offenen christlichen Kampf muß es geschehen. Wir wollen an den Franzosen nicht schelten, was wir ihnen gegenüber selbst gethan hätten. Wenn aber das französische Volk, wie es gethan hat, durch grimmigen Haß und verirrte Wuth so viel gethan hat, so aller Ehre kaar geworden ist, daß es nicht zu kämpfen mehr vermag, daß es unsere Gefangenen mißhandelt, unsere Verwundeten verflümmelt und ermordet, und so



Eroberung einer französischen Batterie durch die Preußen bei Wörth.

fer  
Soll  
wenn  
dann  
schli  
die b  
sch  
rech  
D  
kann  
die i  
dann  
wor,  
Bum  
F  
Rebe  
amtl  
lauf  
De  
klein  
rich  
und  
Auf  
Huer  
D  
leat  
Nap  
Wah  
Ge  
ben  
delle  
ihm  
mit  
P  
für  
in  
E  
glau  
von  
D  
dar  
400  
Kamp  
Fried  
de  
Am  
schick  
aber  
das  
König  
schon  
hij



tere Töbten beschimpft, dann ist uns gegenüber dieses  
 Ehrlose Volk vogelfrei, und man kann es unsern tapfern  
 Soldaten nicht verargen, wenn sie die Häuser, aus denen  
 menschlerisch auf sie geschossen wird, niederbrennen, und  
 wenn sie die Bauern, die im Busche unsern Verwundeten  
 Transporten aufklauern, an der nächsten Eiche aufhängen,  
 denn diese Schurken verdienen keinen  
 ehrlichen Soldatentod. Eine Nation,  
 die den Meuchelmord predigt, stellt  
 sich selber außerhalb des Völker-  
 rechtes, ja sie verdient.....

Was ein solches Volk verdient,  
 konnte der Hinkende zum Glück für  
 die Franzosen nicht mehr sagen,  
 denn als er eben im besten Schreiben  
 war, da ging es draußen: „Bum,  
 Bum, Bum.“

„Donnerwetter, das ist ja die  
 Lahrer Artillerie, die bürgermeister-  
 amtlichen Kagenöpfe? Heinrich,  
 lauf und schau, was es gibt!“

Der Hinkende hat nämlich einen  
 kleinen Hinkenden, der heißt Hein-  
 rich. Er ist aber noch arg jung  
 und hinkt erst ein ganz klein wenig.  
 Auf der Straße Tumult, Hoch und  
 Hurrah! Die Feuerwehrruffst „Zimera  
 Bummera!“

„Lieb Vaterland, magst ruhig sein!“

Der Heinrich kommt athemlos.

„Na, was gibt's?“

„Wir haben ihn, wir haben ihn!“

„Wen habt Ihr?“

„Den Napoleon!“

„Was? den Napo-  
 leon?“

„Ja, wir haben den  
 Napoleon und den Mac  
 Mahon!“

Es stammerte mir vor  
 den Augen, mir schwin-  
 delte. „Wo habt Ihr  
 ihn denn? Heraus da-  
 mit?“

„Wir haben ihn nicht  
 hier, der König hat ihn,  
 in Sedan!“

Der Postbote kommt  
 gelaufen. „Eine Depesche  
 von Karlsruhe, für die  
 Druckerei!“

Richtig, da stand es  
 Schwarz auf Weiß. Sie  
 haben ihn. Kaiser  
 Napoleon Gefan-  
 gener des Königs  
 von Preußen, und  
 gefangen ist Mac Mahon,  
 mit 83,000 Franzosen,  
 darunter 4000 Offiziere,  
 400 Kanonen, 150 Fes-  
 sungsgeschütze, 10,000  
 Pferde. Der Kaiser,  
 der Kaiser gefangen!

Am selbigen Samstage hat der Hinkende nichts mehr ge-  
 schrieben an seinen Weltbegebenheiten, seine Hand zitterte,  
 aber 2 Flaschen Markgräfler hat er getrunken, eine auf  
 das Wohl Deutschlands, und eine auf das Wohl des  
 Königs von Preußen, Moltke's und Bismarck's. Die drei  
 hohen Herren werden's dem Hinkenden nicht verargen,  
 daß auf Deutschland eine ganze und auf jeden von ihnen

nur  $\frac{1}{3}$  Flasche kommt, es wird das richtige Verhältnis sein,  
 und — der Hinkende kann auch nicht mehr vertragen.  
 Wenn man, wie heuer, den Kalender mit der Gefangen-  
 nahme des Kaisers, unseres Erbfeindes, schließen darf,  
 so darf man festlich ein Punktum machen, denn das  
 Andere versteht sich nun von selbst, und ist nur noch  
 eine „Frage der Zeit“, wie die Po-  
 litiker sagen, wenn sie nichts Ge-  
 scheiteres zu sagen wissen. Bis  
 zur Einnahme von Paris kann der  
 Hinkende doch nicht warten, denn  
 der Kalender will auch gedruckt  
 sein, und die geneigten Leser fan-  
 gen an ungeduldig zu werden, und  
 dem Hinkenden per Post unfrankirte  
 Grobheiten zu schicken. Doch ehe  
 er sein Punktum macht, will der  
 Hinkende noch ganz kurz erzählen,  
 wie Alles so gekommen ist, und  
 einige Festungen möchte er auch  
 noch vorher einnehmen. Es ist  
 merkwürdig, was die Mägen ver-  
 schieben sind, während die Deutschen  
 immer einnehmen, müssen die  
 Franzosen sich immer übergeben. —



König Wilhelm und die Garde.

Nach den blutigen Siegestagen bei  
 Metz am 14., 16. und 18. August, ging es auf die Suche  
 nach Mac Mahon. Der mußte offenbar in Chalons stecken.  
 Als aber der Kronprinz nach Chalons kam, war der  
 Vogel ausgeflogen und hatte sein Nest verbrannt. Das  
 herrliche, weltberühmte kaiserliche Lager von Chalons ver-  
 brannt, ein Haufe Trümmer und Asche. Aber man hatte  
 es bald heraus, denn  
 mit 100,000 Mann  
 spielt man nicht so leicht  
 Versteckens. Der Flücht-  
 ling hatte einen Flanken-  
 marsch gemacht, und an-  
 statt nach Paris zu  
 marschieren, hatte er sich  
 nördlich seitwärts gegen  
 Rheims gedrückt, um  
 seinem Freund Bazaine  
 in Metz Luft zu machen,  
 und sich mit ihm zu  
 vereinigen. Hätten's die  
 Deutschen nicht gemerkt  
 und wären in ihrem  
 Siegesdusel als vorwärts  
 nach Paris getappt, so  
 hätten die Pariser von  
 vornen und der Mac  
 Mahon und Bazaine von  
 hinten die armen Deut-  
 schen zu Kochstücken zu-  
 sammengebaut. Ein  
 feiner Plan, wenn —  
 der Moltke nicht gewe-  
 sen wäre. „Kannst du  
 einen Flankenmarsch ma-  
 chen, so können wir's  
 auch“, die deutsche Armee



König Wilhelm und sein Gefolge.

machte Halt! und Rechtschwenkt! und schon am 27. Au-  
 gust hatte sie „Fühlung“ mit dem Feinde, und rufte  
 ihm bei Busanzy eine Hand voll Federn aus.  
 „Und siehe da, als man sie bei Licht betrachtete, so  
 waren die richtigen Federn des richtigen Vogels. Bazain  
 mußte etwas gemerkt haben, daß ihm sein Freund Mac  
 Mahon zu Hilfe kommen wollte, denn nachdem er schon  
 am 26. vergebens versucht hatte, auf der Südseite von Metz







Paris wurde es aber bald ungemüthlich und jetzt steht die Regierung in Tours, um auch bald von hier aus ihre Tour weiter nach rückwärts fortzusetzen. Der Haupt- schiefer Girardin, der sich unter den Trümmern von Paris begraben wollte, war natürlich einer der Ersten, der davon lief. Paris ist jetzt durch die Deutschen enge eingeschlossen, keine Maus kann mehr aus oder ein, wir wenn nicht der Hunger oder die in Paris ausgebrochene Toll- wuth zur Uebergabe zwingt, so muß es bombardirt werden. Toul ist genommen, Raon ist genommen und Straßburg ist wieder unser. Das alte deutsche und einst gepöhlte Straßburg, dem wir mit Liebe die Wunden heilen wollen, die wir ihm schlagen mußten, — aber der Uebermuth der Franzosen ist noch nicht gebrochen. Sie wollen uns nicht mehr mit Kolbenstößen über den Rhein urückjagen, nein, jetzt wollen sie uns „hinüberblasen“, und sogar „hinüberspeien“, und Wassenstillstandsunter- andlungen zwischen Jules Favre und Bismard sind ge- scheitert, weil die Franzosen nicht einen Fuß breit Land, und von den Festungen nicht einen Stein uns abgeben wollen. Die Narren, wir habens ja schon, und wer will es uns wieder nehmen? —

Und nun zum Schlusse eine kurze aber wichtige Betrachtung:  
**Warum führen wir Krieg?**  
 Die Franzosen sagen: Wir können nichts dafür, wir sind unschuldig, der Napoleon allein ist's, mit ihm habt Ihr Krieg ge- führt, und denselben Euch ab uns vom Halse ge- rafft. Seid bestens bes- nnt dafür und gebet n in Gottes Namen oder heim. Und weil r von Haus aus arme glucker seid, und gute eld, so kommt's uns ein paar lumpige Milionen Kriegskosten nicht an; wir wer- fen Euch gelegentlich den, wenn wir einma- ig Geld haben.“ So- chen die Franzosen. Deutsche aber sagen den Franzosen: „Halt! wars nicht gemeint, wir haben Krieg ge- führt mit Euerm Napo- leon, und haben ihn niedergerworfen und gefangen genom- men, und das habet Ihr allerdings uns zu verdanken, die seit 20 Jahren nicht den Muth und die moralische Kraft gehabt habt, das Joch dieses Tyrannen abzuschütteln.

Aber nicht nur mit Napoleon, nein, auch mit Euch, mit der französischen Nation, führen wir Krieg, denn Ihr habt diesem Kriege zugejauchzt, wie einer Erlösung, Ihr habt jubelt, als dieser Napoleon Euch erlaubte, über uns herzufallen, Eure glühendsten Wünsche wurden erfüllt, da ihr glaubtet, und jetzt die Rheinlande entreißen zu dürfen, und ihr habet diesen Krieg geführt und führt ihn noch, nicht wie eine zivilisirte Nation, nein, wie eine Horde Wilder, und es fehlt nur noch, daß Ihr noch ein- nige Bataillone Menschen- freier in Eure glorreiche Ar- mee aufnehmet. Und wenn haben wir es zu danken, daß Ihr nicht über uns hergefallen seid, daß ihr un- sere Fluren nicht verwüthet, unsere Häuser nicht ver- bramt, unsere Männer nicht ermordet und unsere Frauen nicht geschändet habt, daß Ihr uns unsere Rheinprovinz nicht entrißen habt? Das haben wir der Tapferkeit unserer Söhne zu danken, ihrer Vaterlandseliebe, ihrem Opfermuth, und den Strömen edeln Blutes, das sie zur Rettung des Vaterlandes vergossen. Meinet Ihr, dieses edle Blut werden wir jemals vergessen? Und meint Ihr, wir werden als gutmüthige Dummköpfe Eurer Dank- barkeit und Eurer Groß- muth vertrauen, und Euch ungerufen durch- schlüpfen lassen, daß ihr in einigen Jahren wieder über uns herfallet, und unsere Söhne wieder unter Euern Messern bluten? Nein, Ihr müßt gründlich tucirt werden, wir wollen endlich einmal Ruhe haben oor Euch, an Eure Dank- barkeit und Großmuth- glauben wir nicht, wir glauben nur an Eure Rache und damit Ihr Euch nicht rächen könnt, und da wir doch einmal das Heft in Händen haben, so wollen wir Euch die Zähne austreiben, daß Ihr nicht mehr beißen könnt, und die Krallen beschnei- den, daß Ihr nicht mehr tragen könnt, und bis dieses geschehen ist, so lange legen wir das Schwert nicht aus der Hand. — Darum vor Allem die Bede bezahlet, bei Heller und Pfennig, so und so viel Millionen; der Bismard wird Euch die Rechnung schon machen, der versteht's. Und dann, weil wir doch einmal daran sind, so haben wir noch eine alte Rechnung mit einander auszugleichen. Vor 200 Jahren habet Ihr uns zwei unserer schönsten Länder gestohlen.



Kuode.

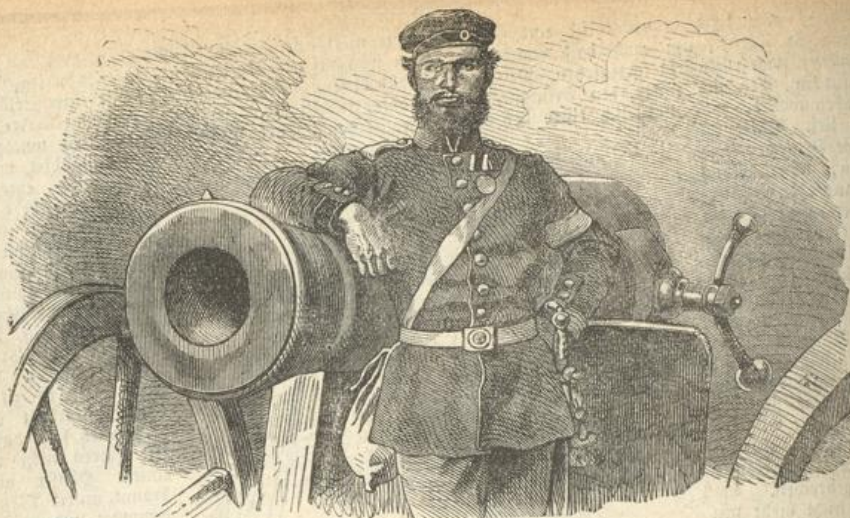


Luchs.

Opfermuth, und den Strömen edeln Blutes, das sie zur Rettung des Vaterlandes vergossen. Meinet Ihr, dieses edle Blut werden wir jemals vergessen? Und meint Ihr, wir werden als gutmüthige Dummköpfe Eurer Dank- barkeit und Eurer Groß- muth vertrauen, und Euch ungerufen durch- schlüpfen lassen, daß ihr in einigen Jahren wieder über uns herfallet, und unsere Söhne wieder unter Euern Messern bluten? Nein, Ihr müßt gründlich tucirt werden, wir wollen endlich einmal Ruhe haben oor Euch, an Eure Dank- barkeit und Großmuth- glauben wir nicht, wir glauben nur an Eure Rache und damit Ihr Euch nicht rächen könnt, und da wir doch einmal das Heft in Händen haben, so wollen wir Euch die Zähne austreiben, daß Ihr nicht mehr beißen könnt, und die Krallen beschnei- den, daß Ihr nicht mehr tragen könnt, und bis dieses geschehen ist, so lange legen wir das Schwert nicht aus der Hand. — Darum vor Allem die Bede bezahlet, bei Heller und Pfennig, so und so viel Millionen; der Bismard wird Euch die Rechnung schon machen, der versteht's. Und dann, weil wir doch einmal daran sind, so haben wir noch eine alte Rechnung mit einander auszugleichen. Vor 200 Jahren habet Ihr uns zwei unserer schönsten Länder gestohlen.

Paris wurde es aber bald ungemüthlich und jetzt steht die Regierung in Tours, um auch bald von hier aus ihre Tour weiter nach rückwärts fortzusetzen. Der Haupt- schiefer Girardin, der sich unter den Trümmern von Paris begraben wollte, war natürlich einer der Ersten, der davon lief. Paris ist jetzt durch die Deutschen enge eingeschlossen, keine Maus kann mehr aus oder ein, wir wenn nicht der Hunger oder die in Paris ausgebrochene Toll- wuth zur Uebergabe zwingt, so muß es bombardirt werden. Toul ist genommen, Raon ist genommen und Straßburg ist wieder unser. Das alte deutsche und einst gepöhlte Straßburg, dem wir mit Liebe die Wunden heilen wollen, die wir ihm schlagen mußten, — aber der Uebermuth der Franzosen ist noch nicht gebrochen. Sie wollen uns nicht mehr mit Kolbenstößen über den Rhein urückjagen, nein, jetzt wollen sie uns „hinüberblasen“, und sogar „hinüberspeien“, und Wassenstillstandsunter- andlungen zwischen Jules Favre und Bismard sind ge- scheitert, weil die Franzosen nicht einen Fuß breit Land, und von den Festungen nicht einen Stein uns abgeben wollen. Die Narren, wir habens ja schon, und wer will es uns wieder nehmen? —





Ein westphälischer Artillerist.

sie heißen Elſaß und Lothringen; die haben wir auf unſerm Wege nach Paris wieder gefunden, und mit oder ohne Eure Erlaubniß wollen wir ſie auch behalten. Wir wollen ſie nicht nur behalten, weil ſie unſer Eigenthum waren, nein, wir wollen ſie auch behalten, als Schutzwall gegen Eure räuberiſchen Ueberfälle. Und wer will uns hindern, daß wir ſie behalten? Ihr nicht, auch nicht die Engländer und nicht die Deſterreicher und nicht die Italiener, wir werden ſie behalten der ganzen Welt zum Troße und müßten wir unſern letzten Blutstropfen dafür vergießen. Wir werden keine ſolche Eſel mehr ſein, wie anno 14 und 15 und uns durch die Feder entreißen laſſen, was unſer Schwert gewonnen hat. Der Hinkende weiß es wohl, wenns ans Frieden ſchließen geht, werden die Herren Diplomaten den Fahrer Kalender nicht zur Hand nehmen, wie der Frieder, wenn er Klee mähen will, und will vorher ſehen, ob es Sonnenschein oder Regen gibt. Aber der geneigte Leſer, hunderttauſende deutſcher Männer, werden vor dem Friedensſchlusse den Kalender leſen, und beſhalb ruft der Hinkende allen Deutſchen zu:

„Elſaß und Lothringen, Straßburg und Metz, muß der Preis des Sieges ſein! Anders nicht! Er iſt der einzige Preis des vergoſſenen Blutes würdig!“

Lehret es in Euern Familien, predigt es in Schulen und auf Kanzeln, verkündet es in Volksverſammlungen, es ſei Euer tägliches Gebet:

„Elſaß und Lothringen! Wir haben's, und müſſen's behalten trotz allen Teufeln und Diplomaten!“ Ein Hoch! dem einigen, dem Starren, und ſo Gott will und ſo wir ſelber wollen, auch dem freien Deutschland!

### Turko - ABC

für

die großen und kleinen deutſchen Kinder.

Der Turko ſtammt aus Afrika  
Vom wilden Land Algieria.

Behutsam muß man vor ihm ſein  
Er beißt und kratzt ſchon, wenn er klein.

Die Chriſtenmenschen fürchten ihn,  
Denn Bosheit ſteht ihm früh im Sinn.

Dumm bleibt der Turko wie das Vieh;  
Der Knabe geht zur Schule nie.

Er mordet ſchon als junger Mann  
Und packt die Frauenzimmer an.

Den Turkoſüngling, wenn er groß,  
Preßt zum Soldaten der Franzoſ.

Gewehr und Sabul führt er gut,  
Er brennt und ſengt und düſtet Blut.

Als Scharſſchüh heißt er Tirallör,  
Stolzirt in rothen Hoſen her.

Sag': hat er auch Religion?  
Zum Islam ſchwört der Turkoſohn.

Mit wilden Raſen, o du Graus!  
Kraht er dem Feind die Augen aus.

Der Kaiſer Louis Bonapart  
Hält viel auf dieſe Turko-Art.

Sein Feldmarſhall, der Mac-Mahon,  
Der ererzirt ſie lange ſchon.

Napoleon und ſein Marſhall,  
Die ſinnen jetzt auf Deutschlands Fall.

Oho! Schon ſieh'n ſie vor der Pfalz,  
Das Meſſer ſieht uns an dem Hals.

Hurrah! Da ſind die Preuſſen ſchon!  
Der Kronprinz klopft den Mac-Mahon!

Querfeldein lauft die Turkoſchaar,  
Die Deutſchen tapfer drauf ſüwahr!

Das Mudel fängt zu ſpringen an,  
Daß man's faſt nicht verreiten kann.

Die Kerls declieren Strümpf' und Schuh'  
Und laufen dem Teufel barfuß zu.

Das ganze Turkolumpenpack  
Mitſammt dem Marſhall Mac-Mac-Mac!

Und Deutschlands Frauen und Mädchen  
Die können jetzt wieder luſtig ſein,

Von wegen Ru-di-ru-la-la!  
Die Turkos ſind alle nimmer da.

Dieweil bei Weißenburg und Würth  
Der ganze Schwindel hat aufgehört!

Jetzt käme K, Y und Z noch d'ran,  
Doch fangen wir lieber von vornen an.